XVIII. Jahrg. Berlin, den 22. Januar 1910. Nr. 17.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1910.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.— Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.



Berlin, den 22. Januar 1910.

Pot-Bouille.

Bethmann.

Fürst Bismarck hatte die Gewohnheit, wenn es sich um wichtige politische Fragen handelte, selbst zu kommen, nicht einen Staatssekretär zu beauftragen, sondern selbst seine Ansicht zu vertreten und selbst die volle Verantwortung auf sich zu nehmen. Herr von Bethmann-Hollweg hat das Prinzip, überhaupt nicht mit uns zu reden. Aber wir werden mit ihm reden; und werden um so deutlicher mit ihm zu reden haben, als er deutlich schweigt." Diese Sätze fand ich in dem Stenogramm einer (vernünftigen und wirksamen) Rede, die der freisinnige Abgeordnete Schrader am dreizehnten Januar im Reichstag gehalten hat. Trotzdem die Rüge von einem sozialdemokratischen Abgeordneten in gröberem Ton wiederholt wurde, kam vom Bundesrathstisch keine abwehrende Antwort. Warum nicht? Staatssekretär Delbrück, den der Bericht ausdrücklich den „Stellvertreter des Reichskanzlers" nennt, war, wie mir scheint, zur Abwehr verpflichtet; verpflichtet, zu sagen: „Ich erspare dem Hohen Hause und mir den Nachweis, daß gerade von den Parteigenossen des Herrn Abgeordneten Schrader dem Fürsten Bismarck oft vorgeworfen worden ist, er komme viel zu selten in den Reichstag und bleibe auch wichtigen Debatten fern. In den amtlichen Berichten kann Jeder nachlesen, was Fürst Bismarck auf solchen Tadel geantwortet hat. Die Tadler vergaßen eben, daß der Geschäftsbezirk des Reichskanzlers schon nach seinem Umfang an die Leistungsfähigkeit eines Menschen kaum erfüllbare Forderungen stellt. Weil eine achtjährige Erfahrung gelehrt hatte, daß der Kanzler, dem als wichtigste Aufgabe der Verkehr mit dem Kaiser, den Bundesregierungen und den bei uns ak-

kreditirten Vertretern fremder Staaten obliegt, nicht überall persönlich für die Vorschläge und Entschlüsse der Verbündeten Regirungen einzutreten vermag, ist, mit der Zustimmung des Reichstages, das Gesetz über die Stellvertretung des Reichskanzlers beschlossen und am siebenzehnten März 1878 verkündet worden. Wortlaut und Sinn dieses Gesetzes geben mir das Recht, hier, als Stellvertreter des Reichskanzlers, Ihre Interpellation zu beantworten. Von dem Recht, Stellvertreter zu ernennen, haben alle Kanzler des Deutschen Reiches sehr oft, auch da, wo es sich um ‚politisch wichtige Fragen‘ handelte (unwichtige, meine Herren, schließen Sie doch wohl von den Erörterungen dieses Hohen Hauses aus?), Gebrauch gemacht. Darüber wird Der sich nicht wundern, der das Wachsthum der Reichsgeschäfte, also auch der dem Kanzler aufgebürdeten Arbeitlast in den letzten Jahrzehnten beobachtet hat. Ich aber kann mein Staunen darüber nicht unterdrücken, daß Herren, die so lange im Reichstag sitzen, hier die Frage der Verantwortlichkeit stellen. Ist denn die Reichsverfassung nach fast vierzigjähriger Lebensdauer noch immer so unbekannt, daß selbst alte Parlamentarier von dem Zweifel geplagt werden können, wer für alles im Namen des Reiches Verfügte und Angeordnete die Verantwortung trägt? Nach dem siebenzehnten Artikel der Reichsverfassung nur der Kanzler. Einen anderen politisch verantwortlichen Beamten haben wir im Reich nicht. Und diese ‚volle‘ Verantwortlichkeit wird nicht im Geringsten dadurch geschmälert, daß der Kanzler sich im ganzen Umfang seiner Geschäfte oder für den Bereich eines einzelnen Amtszweiges vertreten läßt. Gesetz und Gewohnheit, Pflicht und Recht zeugen laut für das heute, nach unzähligen Praecedenzien, gewählte Verfahren; und ich muß deshalb die Tadelsworte, die wir hier gehört haben, als völlig unbegründet und unbegründbar zurückweisen." Herr Delbrück hats nicht gethan; hat kein armes Wörtchen der Abwehr gesprochen. Fand ers nicht nöthig? Weiß er nicht, daß mit allen erreichbaren Mitteln, auch recht häßlichen, gegen Herrn von Bethmann gearbeitet, daß der Kanzler als träg, indolent, unfähig, kränklich geschildert und ringsum erzählt wird, dieser Schatten werde bald wieder verschwinden? Da wäre ein ernster Protest doch recht nützlich gewesen. Den Kaiser, heißts, langweilt Bethmann schon. Der zeichnet den Baron Schoen absichtlich aus, durch Besuche, Einladungen, Orden, und hält sich dem Kanzler fern. Wegschicken wird er ihn fürs Erste wohl nicht; aber auch nicht stützen, wenn der arme Theobald im Parlament auf Schwierigkeiten stößt. Der berliner Schnodderwitz „Hol' mans Bett weg, sonst schläft Bethmann-Hollweg noch länger" sei in Potsdam erzählt und mit lustigem Lachen aufgenommen worden. „Der Kanzler ist fast schon fertig."

Tratsch? Mag sein. Doch gefährlicher. Die Presse feindsälig oder lau. Hinter Schraders Rügesatz verzeichnet das Stenogramm „lebhaftes Bravo links und in der Mitte"; also auch in der Centrumspartei unfreundliche Stimmung. Schweigen am Bundesrathstisch und auf den Plätzen der Konservativen. Und die Worte und Witze, die der Eifer geschäftig herumträgt, finden Glauben. Geht es so weiter, dann macht man dem fünften Kanzler die Geschäftsleitung unmöglich; bringt ihn um den Kredit, den er braucht. Ich kenne Herrn von Bethmann nicht, habe nicht den Beruf, ihn zu vertheidigen, und weiß, daß mein Schirmversuch ihm im Hofklima schaden kann. Hier aber gehts um das Ansehen des Reiches. In zwanzig Jahren vier Kanzler verbrauchen: Das wäre am Ende ein Bischen zu viel. Halbwegs tüchtige Köchinnen sichert man sich in guten Häusern länger. Wollen wir jetzt, in einer Zeit unaufschiebbarer Entscheidungen, wieder wechseln? Nachbarlicher Lachlust das Bild rathlosen Irrlichtelirens bieten? Bei so geringer Kontinuität in der Leitung kann kein Geschäft gedeihen. Ich sehe auch gar keinen Grund zu gerechtem Tadel. Herr Schrader sprach am fünfzehnten Verhandlungtag dieser Reichstagssession; behauptete: „Herr von Bethmann hat das Prinzip, überhaupt nicht mit uns zu reden." Ist das Behauptete als wahr erweislich? Fünfzehn Sitzungen: vier Reden des Kanzlers. Kurze, nüchterne, sachlich zureichende Reden. Hat der Reichstag das Recht, mehr zu fordern? Der Kanzler die Pflicht, mehr zu leisten? Etwa die Pflicht, die Versetzung oberschlesischer Reichsbeamten selbst zu begründen und damit zwei Tage totzuschlagen, deren Stunden er im Dienst des Reiches viel nützlicher ausfüllen konnte? Hätte er denn Anderes vorzubringen vermocht als das von den Reichsämtern des Inneren und der Post ihm gelieferte Material? War Herr Delbrück, der als Oberbürgermeister von Danzig und als Oberpräsident von Westpreußen die Polennoth des Ostens nah gesehen hat, nicht der für diesen Fall passende Stellvertreter? Oder war dem Kanzler, der mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft in gestern ihm noch völlig fremden Riesengebieten heimisch zu werden trachtet, ernstlich zuzumuthen, daß er, ohne innere und äußere Nöthigung, eine nutzlose, langwierige Erörterung nationalpolitischer Grundsätze herbeiführe und dadurch sofort sich Parteien verfeinde oder wenigstens verstimme, deren Mitwirkung an der Reichsarbeit einstweilen doch unentbehrlich ist? Nur ein Kurzsichtiger wäre in diese Falle getappt. Ists nicht ausbündige Thorheit, einen Kanzler nach der Zahl, der Länge, dem Glanz seiner Reden zu beurtheilen? Wird der Verständige den Direktor einer Aktiengesellschaft, der in Generalversammlungen nicht als Redner und Witzbold brillirt, schon deshalb für untüchtig erklären? Daß

ein Reichskanzler hübsche, effektvolle Reden halten kann, beweist noch nichts für seine Eignung zum Amt des Geschäftsführers. Der einzige verantwortliche Beamte des Reiches hat wichtigere Arbeit als die im Parlament zu leistende. „Dem Abgeordneten Bamberger muß ich zugeben, daß mir mitunter die Zeit fehlt, hier Alles zu hören und auf Alles zu antworten. Selbst wenn ich ganz gesund wäre, würde sie mir fehlen; denn ich habe nicht nur Nebengeschäfte außer den parlamentarischen, sondern mein eigentlicher Beruf ist gar nicht der parlamentarische. Wenn ich als Reichskanzler hier erscheine, so ist meine Legitimation ziemlich zweifelhaft. Ich habe als preußischer Bevollmächtigter ein Recht, hier zu erscheinen, aber durchaus nicht die Pflicht; es ist ein freiwilliger Dienst, den ich der gegenseitigen Verständigung leiste, wenn ich überhaupt hierher komme und mit Ihnen diskutire; die Verfassung verpflichtet mich dazu nicht. Ich vertrete hier auch nicht meine Ansichten, sondern die Beschlüsse des Bundesrathes, der per majora beschließt... Ich muß, im Interesse des Geschäftsganges, mich damit vertraut machen, daß ich überhaupt hier wegbleibe; denn ich wirke gewissermaßen wie das rothe Tuch (ich will den Vergleich nicht fortsetzen), wie der Auff, habe ich früher gesagt, der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist Etwas los. Herr Lasker hat gesagt: ‚Der Reichskanzler wird eine große Aktion machen.' Ich hasse große Aktionen und bin vergnügt, wenn ich Dessen überhoben bin." Das sind Worte Bismarcks. Herr von Bethmann soll große Aktionen machen; soll (auch im Abgeordnetenhaus ist seine Abwesenheit von einem Freisinnigen getadelt worden) zwischen Reichstag und Landtag pendeln und, um sich nur ja eloquent zu zeigen, die Hauptarbeit liegen lassen. Cui bono? Nicht dem Reich; nur den Schreibern und Schwätzern, denen der Stoff zu fehlen anfängt, wenn der Kanzler ihnen nicht in jeder Woche ein paar Meter zur Verarbeitung zuweist. Dummes Zeug. Bethmanns Reichsbudget ist besser als je eins seit Jahren. Die beiden Thronreden, für die er verantwortlich ist, geben, wie die Botschaften britischer Könige und amerikanischer Präsidenten, ohne Wortpomp und Glanzstück eine übersichtliche Liste der den Parlamenten abzufordernden Arbeit. Das alte Lied von den Beziehungen der Verbündeten Regierungen zu den Parteien herunterzuleiern, mit der weißen Schürze die nach frischer Reichswurst Lüsternen herbeizuwinken, ist nicht seine Aufgabe. Er ist nicht verpflichtet, der Presse Stoff zu Artikeln zu liefern, die Hohen Häuser und das p. t. Publikum zu amusiren. Soll öffentlich nur sprechen, wenn er der Nation Etwas zu sagen hat. Und fühlt wohl, daß eine über den Rahmen knapper Auskunft und Erklärung hinausreichende Rede des Kanzlers ein Ereigniß sein müsse. Jetzt wird zwischen den Coulissen gewispert, seine Rolle sei beinahe schon ausgespielt;

wird als zuverlässig Geltenden der Name des Nachfolgers ins Ohr geraunt. Kommt die preußische Wahlrechtsnovelle ans Licht (die, weil ein Gewissenhafter heute nicht an einen schwer durchfechtbaren Konflikt mit der Landtagsmehrheit denken darf, höchstens Pluralstimmen und allerlei Flickwerk bringen kann), dann ist Herr von Bethmann bereits ein spätherbstlich entlaubter Mann. Sieht er die Gefahr nicht? Birgt man sie ihm? Er mag sich wahren.

Muß bei uns denn immer der Falsche ans Messer? Ausfüllbar, im Sinn der Reichsverfassung, ist das Amt des Kanzlers längst nicht mehr; was hier geleistet werden müßte, kann kein Einzelner leisten. Bis wir uns Einrichtungen geschaffen haben, die dem Bedürfniß genügen, müssen wir geduldig sein. Hier ist ein fleißiger, ernsthafter, gescheiter Patriot von bestem Wollen und ohne Gier nach Applaus. Einer, der in stiller Arbeit Nützliches wirken und sein Geschäft mit reinlichen Mitteln treiben will. Ob Schöpferkraft, Augenmaß, Entschlußfähigkeit den Willen prompt genug bedienen, kann heute noch Keiner sagen. Soll Spott und alberner Lungerwitz den Mann lähmen? Lasset ihm mindestens doch die Zeit, die zu dem Beweis nöthig ist, daß er nichts kann.

Kattowitz.

Das Centrum des oberschlesischen Steinkohlenhandels. Erst seit vierzig Jahren Stadt: und schon die Fassade großstädtischen Getriebes. Ein Bahnhof mit allem „Komfort der Neuzeit“; üppig gebaute Villen; große, grell beleuchtete Läden und Restaurants, Schaugelegenheit und Vergnügungstätten aller Art; in Winkelgassen und Vorstädten noch Jammerhütten; abends und in den Feiertagsstunden die Hauptstraßen überfüllt; noch im Morgengrau trifft man Trunkene und Mädel mit Scharlachbäckchen und Atropinpupillen. Man merkt, daß in dieser Kohlenmetropole viel verdient, viel verjubelt wird. Die ganze Herrlichkeit scheint gestern aus dem Boden geschossen zu sein. Der Betrachter denkt an amerikanische Städte, die im Lauf eines Lustrums zu Tropenblüthe gediehen. Hier wird Steinkohle gefördert, Eisen gegossen und gewalzt, giebts Zinkhütten und Maschinenfabriken. Dicht neben rasch erworbenem Reichthum hockt in schmutzig grauen Fetzen die Noth. Der durchnäßte Kohlenstaub einer noch dörflich gepflasterten Gasse scheuert die Gummireifen theurer Automobile. Ein sehenswerther Ort; aus dem ein Romanschreiber was holen könnte. Die russische und die österreichische Grenze nah; religiöse, nationale, soziale Gegensätze. Ungefähr dreiunddreißigtausend Katholiken, achttausend Protestanten, viertausend Juden. Herr Pohlmann, der Erste Bürgermeister, muß ein guter Verwalter sein, sonst könnte er sich, als Evangelischer und Liberaler, hier nicht halten. Noch mächtiger ist der junge Herr, der mun-

ter in dem Hotelkaffeehaus nah beim Bahnhof thront: Herr Wojciech Korfanty, der vom Wahlkreis Kattowitz-Zabrze in den Reichstag Abgeordnete. Der Vierzehnjährige kam von der Volksschule aufs Gymnasium; studirte acht oder neun Semester lang Staatsrecht und Volkswirthschaft; arbeitete dann in Schacht und Hütte (um sachkundig mitreden zu können); wurde Redakteur, Druckereibesitzer, Verleger der Zeitung „Polak". Ein Mann von Muth und Energie, von hellem Kopf und flinker Zunge. Demokrat, versteht sich; der Vertrauensmann der oberschlesischen Polen, den selbst die Schwarzen und die Rothen nicht aus dem Mandat drängen konnten. Siebenundzwanzigtausend Stimmen (von einundfünfzigtausend abgegebenen) haben ihn im Januar 1907 gewählt. Kattowitz ist seine Residenz. Seht die Defilircour! Mit der Miene pfiffiger Majestät hört er die Wünsche seines Volkes. Stadtverordnetenwahl. Achtzig Prozent Katholiken: und nur acht katholische Stadtverordnete; nur acht neben neunzehn Protestanten und fünfzehn Juden. Simultanschule. Alle Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt. Nun sollen gar noch zwei Männer gewählt werden, die für den Katholikenfeind und Anarchisten Ferrer in öffentlicher Versammlung geredet haben? Darf nicht geduldet werden. Wir müssen unsere Kandidaten, den Strafchtarosten Dr. Adamczewski und den Fleischermeister Pakulla, durchbringen. Die haben gelobt, die Verfassung zu achten, an keinem Versuch zur Aenderung der Staatsgrenzen und Staatsordnung mitzuwirken und als Stadtverordnete auch die Interessen der deutschen Mitbürger jeden Bekenntnisses zu vertreten. Auch das Centrum, gegen das wir sonst kämpfen mußten, kann also für sie stimmen; und wirds thun, weil es von der Regirung und vom Ostmarkenverein geärgert worden ist und weil die Gegenkandidaten die Katholische Kirche gehöhnt und beschimpft haben. Wir Polen müssen versuchen, wenigstens in der Dritten Wählerklasse zu siegen. Alle Mann auf Deck! Am Wahltag stimmen fünfundachtzig katholische Reichsbeamte für die beiden Polen. Sie werden von den Vorgesetzten gewarnt. Fünfzehn, die auch am Stichwahltag für die Polen stimmen, mit gleichem Rang und Gehalt, „im Interesse des Dienstes", versetzt. Interpellation im Reichstag. Die Abgeordneten Graf Hans Oppersdorff (Jesuitenzögling; Sohn einer Talleyrand, Mann einer Radziwill; Radolins ehrgeiziger Schwager, der bisher nur, sehr emsig, im Dunkel arbeitete, jetzt aber seine Zeit gekommen glaubt), Korfanty, Gröber, Schrader halten wirksame Reden. Der Bundesrath ist (durch die Herren Delbrück und Kraetke) unzulänglich vertreten.

Polenpolitik? Miquel meinte, nur eine Bartholomaeusnacht könne, ein Massengemetzel, noch helfen. Mildere Herzen hoffen auf die Versöhnung der beiden Völker, kühlere Köpfe auf die Hebung der deutschen Wirthschaft,

gegen die dann die polnische machtlos wäre. Der Bau des Kaiserschlosses, des Ansiedlungpalastes, der Akademie, des Theaters und anderer häßlichen Luxushäuser hat den Deutschen Posens Geld gebracht und mag drum, wie die theure Düngung eines Kolonialgebietes (Posen ähnelt heute mehr als vor zwanzig Jahren einer polnischen, noch nicht lange dem Preußenstaat eroberten Stadt), hingenommen werden. Wo zwei Völker in einem Staatsverband um die Vorherrschaft streiten, muß jede aber zunächst darauf halten, nichts Unkluges, nichts unklug zu thun. Einen, der mit den Polen fertig werden könnte, an den Zwirnsfäden moralischer oder juristischer Bedenken festzuhalten, wäre dumm. Ists aber klug, Zündstoff auf heißen Boden zu legen, weil fünfzehn kleine Reichspostbeamte am Tag einer Stadtverordnetenwahl für zwei Polen gestimmt haben? Die deutschen Kandidaten, zwei Römerfresser und Ferrerschwärmer, konnten sie, als Katholiken, nicht wählen; als „unpolitische Beamte" sich, sogar nach Bismarcks Interpretation der Königlichen Botschaft vom vierten Januar 1882, in der Ausübung ihres Wahlrechtes völlig frei glauben; und in ihrem Gewissen überzeugt sein, daß Deutschland und Preußen nicht leiden werde, wenn zwei Polen an dem kattowitzer Kommunalgeschäft mitwirken. „Von den unpolitischen Beamten verlangt der Erlaß nur, daß sie sich der Agitation gegen die Regirung des Königs auch bei den Wahlen enthalten. Das ist eine Forderung des Anstandes. Die Ausübung des eigenen Wahlrechtes wird niemals ein Grund sein, gegen einen Beamten einzuschreiten; ich würde dazu nie die Hand bieten." (Bismarck.) „Ein Beamter soll in keiner Weise in der Ausübung seines freien Wahlrechtes beschränkt werden; und wenn der Vorgesetzte einen solchen Versuch unternimmt, dann macht er sich, wie der Herr Reichskanzler sehr richtig gesagt hat, nicht nur disziplinarisch, sondern darüber hinaus strafbar." (Puttkamer.) Die Fünfzehn haben, auch nach der Angabe der Regirung, nicht agitirt; nur ihr Wahlrecht ausgeübt. Wars nöthig, sie deshalb zu versetzen? Ihnen dadurch die Sympathie aller Beamten, auch der deutschen, zu sichern, deren Kastenstolz gekränkt ward? Den Polen, dem Centrum so bequeme Gelegenheit zu neuer Agitation zu bieten? Wars wirklich klug?

Ich hatte zunächst geglaubt, das Spiel sei abgekartet und solle die schädliche Legende widerlegen, daß die Macher der Finanzreform mit Centrum und Polen durch Dick und Dünn gehen. Man soll Regirenden nicht allzu weises Planen zutrauen. Kein Spiel: ein betrübender Fehler. Fürst Hatzfeldt durfte neun Jahre lang (ohne es freilich zu ahnen) als Oberpräsident die deutsche Herrschaft in Schlesien schwächen. Zwei polnische Stadtverordnete in Kattowitz: dann kehrt dem Deutschen Reich übermorgen das Chaos wieder.

Schoen c/a Mannesmann.

Baron Schoen entpuppt sich als einen Mann von Thatkraft und edlem Ehrgeiz. Daß in seinem Amtsbezirk die Einladung deutscher Künstler nach Buenos Aires vertrödelt ward und die in Argentiniens Hauptstadt geplante Ausstellung deshalb wohl ohne deutsche Abtheilung bleiben wird: daran ist er natürlich eben so schuldlos wie an dem ungünstigen Urtheil, das unter jedem Himmel die Zunftgenossen über seine Leistung fällen. Zweifelt Einer, ob dieser Freiherr rücksichtlose Energie aufzubringen vermag? Er kanns. Ruht nicht noch rastet, bis er bündig erwiesen zu haben glaubt, daß seine Landsleute aus dem bergischen Remscheid in Marokko kein haltbares Recht erworben haben; Franzosen, Briten, Spaniern bündig erwiesen. Das, meint Mancher, sei nicht gerade schwer? Gründe, die wider den Anspruch des von Fremden bedrängten Mitbürgers zu zeugen scheinen, stöbere selbst der trägste Geheimrath aus seinem Aktenstoß? Hütet die Zunge; und lest erst, was die Norddeutsche Allgemeine Zeitung aus dem gegen die Herren Reinhart und Max Mannesmann fabrizirten Weißbuch mitgetheilt hat. Ich will das Wesentliche hier wiederholen; und das nicht Erwähnte in Klammern setzen. Wir sind seit 1904 in Marokko für die wirthschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen eingetreten. (Und, mit viel stärkerer Wucht, für die Souverainetät des Sultans; die wir dann zerfetzen ließen und deren Rest wir jetzt mit devotem Lächeln verschenken.) **Artikel 112 der Algesirasakte lautet:** Un firman chérifien déterminera les conditions de concession et d'exploitation des mines, minières et carrières; dans l'élaboration de ce firman le gouvernement chérifien s'inspirera des législations étrangères existant sur la matière." **Die Konzessionen und Ausbeutungmethoden, deren Verleihung und Zulassung vom Willen des Sultans abhängt, sollen also dem Muster europäischer Berggesetzgebung nachgebildet werden. Diesen Artikel wollten wir, damit der französischem Einfluß zugängliche Sultan nicht deutschen Unternehmern die Thür schließe. (War, trotz Tanger und Tattenbach, der deutsche Einfluß noch damals nicht größer als der französische, der Abd ul Aziz aus der Herrschermacht geschwemmt hatte? Hinderte dieser Artikel den Sultan, Jedem, der ihm gefiel oder Bargeld bot, eine Konzession zu geben? Dann hätten unsere Gegner, deren Mehrheit gesichert war, nicht zugestimmt. Die deutschen Vertreter hatten am neunundzwanzigsten März 1906** die adjudication publique **nach einem unter der Mitwirkung des Diplomatischen Corps zu wählenden Modus gefordert; aber nicht durchgesetzt. Warum verschweigt mans und thut jetzt, als sei dem deutschen Interesse Nützliches mühsam erlangt worden?) Mutungrechte, die vor dem Erlaß des Berggesetzes erworben waren, konnten wir nicht aner-**

kennen. (Weshalb nicht? Der Sultan war nur verpflichtet, die Konzessionen nach der Vorschrift eines europäischer Legislatur ähnlichen, alle Rechtsinhaber bindenden Berggesetzes zu verleihen; in allem Anderen war er völlig frei. Lammasch und Zorn, Bar und Cohen, Moret und Fusinato, Clunet und Rousset, Oesterreicher, Briten, Spanier, Italiener, Franzosen sogar haben in ausführlichen Gutachten bestätigt, daß die Rechte der Brüder Mannesmann von Wortlaut und Sinn der Algesirasakte gestützt werden. Die im Deutschen Reich Regirenden können diese Rechte deutscher Menschen nicht anerkennen. Wenn Guido Henckel, den doch kein Kaiser für souverain erklärt hat, mir heute ein Bergbaurecht abtritt, verliere ich dieses Recht nicht dadurch, daß morgen ein neues Gesetz den Montanbetrieb ordnet; muß mich nur, wie jeder Andere, der Vorschrift fügen.) Neue Errungenschaft: am zwanzigsten August 1908 beschließt das Diplomatische Corps in Tanger, das Berggesetz müsse ihm zur Begutachtung und Kontrole vorgelegt werden; beschließt es auf deutschen Antrag. (Herrlich. Nur hat, erstens, das Diplomatische Corps auf diesem Gebiet gar nichts zu beschließen; Minen, Gruben, Steinbrüche sind seiner Ingerenz durch die Algesirasakte ausdrücklich entzogen. Und der Werth der Errungenschaft wird, zweitens, durch die unbestreitbare Thatsache, daß in diesem Corps für jede wichtige Entscheidung eine antideutsche Mehrheit zu finden ist, in den Bezirk des Zweifels gerückt. Am neunundzwanzigsten März 1906 lehnen die Mächte den deutschen Wunsch nach der Mitwirkung des Diplomatischen Corps ab: weil sie am Scherifenhof und im Maghzen leichtes Spiel zu haben wähnen und als Konferenzsieger stolziren. Am zwanzigsten August 1908 erfüllen sie den selben Wunsch gern: weil sie nun mit Muley Hafid rechnen müssen und sich jeder neuen Möglichkeit zur Einwirkung nur freuen können.) Der einstimmige Beschluß des Diplomatischen Corps (den ein nicht informirter Vertreter des Deutschen Reiches erwirkt hat) interpretirt den Geist der Algesirasakte und kann nicht angefochten worden. (Darüber sagt Professor Zorn, Kronsyndikus, Mitglied des Herrenhauses, vom Deutschen Reich für die Erste Friedenskonferenz nach dem Haag delegirt: „Selbst wenn hier ‚Geist und Sinn‘ der Akte für die Feststellung des Inhaltes in Anspruch genommen werden dürften, was den obersten Grundsätzen der Auslegung aufs Schärfste widerspräche, könnte auch hieraus eine Mitwirkung des Diplomatischen Corps an der marokkanischen Minengesetzgebung nicht gefolgert werden. Das hieße einfach: die Willkür, und zwar eine ziemlich brutale Willkür, an die Stelle der juristischen Interpretation setzen. In diesem Punkt sind alle Gutachter absolut einer Meinung; eine andere läßt sich auch aus der Algesirasakte nicht begründen.“) Baron Schoen und seine Leute sind anderer Meinung. Nach der von

haltbaren Rechten der Remscheider nun überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Das am sechsten Oktober 1908 von Muley Hafid erlassene Berggesetz ist ohne Wissen der berliner Regirung entstanden (Mannesmanns behaupten: unter der Mitwirkung des Auswärtigen Amtes und der Bergabtheilung im preußischen Handelsministerium), nicht in der üblichen Form (der in Europa üblichen) verkündet worden und schon deshalb nicht als giltig zu betrachten. (Zorn: „Daß Gesetze in Marokko, in Bezug auf formelle Erfordernisse, besonders die Verkündung, nicht nach den für civilisirte Staaten geltenden Vorschriften beurtheilt werden dürfen, ist klar. Das formelle Verfahren ist dort sehr summarisch und besteht im Wesentlichen nur darin, daß der den Inhalt des Gesetzes enthaltenden Urkunde das Siegel des Sultans beigefügt wird und daß die Befehle des Gesetzes den mit ihrer Ausführung betrauten Behörden mitgetheilt werden. Diesen Erfordernissen ist auch beim Minengesetz genügt worden; und andere kennt das marokkanische Recht nicht. Ueberdies ist das Gesetz dem Deutschen Konsul amtlich mitgetheilt worden und jeder Interessent war in der Lage, es kennen zu lernen. Danach ist es durchaus grundlos, zu behaupten, das Gesetz sei ein ‚geheimes‘ gewesen, von dem nur die Brüder Mannesmann Kenntniß gehabt haben. Das trifft nicht zu; wäre aber im Uebrigen auch rechtlich bedeutungslos. An der Giltigkeit des Minengesetzes kann, auch darin stimmen sämmtliche Gutachter überein, ein irgend begründeter Zweifel nicht bestehen.“) Nicht bei Briten, Spaniern, Franzosen. Das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches hält das Gesetz, auf dessen Boden deutsche Kaufleute Konzessionen erworben haben, für ungiltig. Weil es, primo, „geheim geblieben“ und zwar dem deutschen Konsulatsverweser in Fez zu amtlicher Kenntniß gebracht, sonst aber von Mannesmanns nur bestimmten Personen mitgetheilt worden sei. (Ein wichtiger, für Deutschland wichtiger Brief Muley Hafids war in der Deutschen Gesandtschaft, deren Leiter, Herrn Langwerth von Simmern, der Adressat Reinhart Mannesmann ihn übergeben hatte, so schlecht gehütet worden, daß sein Text in dem marokkanischen Franzosenblatt veröffentlicht wurde. Durfte ein Gewissenhafter riskiren, daß Deutschland noch einmal um einen fast schon eingeheimsten Vortheil kam?) Weil, secundo, das Gesetz unvereinbar mit dem Beschluß des Sultans Abd ul Aziz gewesen sei, von dem französischen Ingenieur Porché ein Minengesetz ausarbeiten und dem Diplomatischen Corps unterbreiten zu lassen; und an diesen Beschluß seines Bruders war Muley Hafid gebunden. (Nur an diesen, scheints; nicht an die Thatsache, daß Abd ul Aziz im Oktober 1906 dem Deutschen Gesandten in feierlicher Audienz das Prioritätrecht Reinharts Mannesmann unzweideutig bestätigt hatte. Professor Lammasch, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und des haager

Schiedsgerichtshofes: „Wenn es richtig sein sollte, daß Abd ul Aziz den Ingenieur Porché beauftragt habe, im Einvernehmen mit dem Diplomatischen Corps in Tanger ein Berggesetz auszuarbeiten, und daß Muley Hafid diesen Auftrag bestätigt habe, so beeinträchtigt dies Alles keineswegs die Geltung des am sechsten Oktober 1908 erlassenen Berggesetzes und die Wirksamkeit der auf dessen Grundlage ertheilten Konzessionen. Für deren Geltung kommt vom Standpunkt des internationalen Rechtes nur die in der Algefirasakte enthaltene Voraussetzung in Betracht, daß sie auf Grund eines Berggesetzes verliehen sein müssen, das von den Grundsätzen des Bergrechtes in den fremden Gesetzgebungen inspirirt ist. Dieser Voraussetzung entsprechen die der Firma Mannesmann ertheilten Konzessionen. Wenn die Erlassung des Berggesetzes und die darauf gegründeten Konzessionen einem dem Diplomatischen Corps gegebenen Versprechen widerstreiten sollten, so steht den Mächten das Recht zu, Schadensersatz zu begehren; keinesfalls wird dadurch die Geltung der in Kraft eines bestehenden Gesetzes verliehenen Konzessionen berührt." Genau wie Zorn: „Nichts berechtigt zu der vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes mitgetheilten Behauptung, daß Konzessionen bisher in rechtlich giltiger Weise garnicht ertheilt werden konnten. Die Rechtsfrage ist vielmehr vollkommen in Ordnung: auf Grund des Artikels 112 der Algesirasakte ist das marokkanische Minengesetz erlassen und auf Grund des Minengesetzes sind die Konzessionen ertheilt. Durch Erlaß eines neuen Minengesetzes würde an der Giltigkeit der auf Grund des alten ertheilten Konzessionen kein Jota geändert. Welchen Nutzen, bei dieser ganz klaren Rechtslage, ein Schiedsgericht haben sollte, ist nicht einzusehen. Darum sollte man auf deutscher Seite kein Schiedsgericht zugestehen." Das Auswärtige Amt, das doch auf der deutschen Seite zu suchen ist, hat dieses Schiedsgericht vorgeschlagen und, nach ungeheurer Arbeitmühe, durchgesetzt. Also wieder eine Errungenschaft. Wollt Ihr noch mehr? Fünf von schweizer Mandarinen erkürte Richter werden entscheiden, ob Mannesmanns irgendeinen Anspruch haben. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Fest steht und treu... Baron Schoen entpuppt sich als einen Staatsmann von furchtloser Thatkraft und edelstem Ehrgeiz. Er läßt kein Mittel unversucht, um zu erweisen, daß seine Landsleute mit ihrem Muth, ihrer zähen Klugheit nichts Haltbares gewonnen haben. „Zwei Sultane haben dem Willen, Herrn Reinhart Mannesmann Minenkonzessionen zu gewähren, klaren Ausdruck gegeben. Der regirende, von allen Mächten anerkannte Sultan hat mit dem deutschen Fabrikanten einen Vertrag geschlossen, der unserem Landsmann in einem weiten Revier das Bergrecht zuspricht. Dieser Vertrag, den Sachverständige aus sechs Großstaaten, Männer von Weltruf, für unanfechtbar er-

klären und dessen Tragweite auch durch die bekannten Schwankungen der marokkanischen Politik in der Zeit des Thronstreites nicht geschmälert werden kann, steht unter dem Schutz des Deutschen Reiches. Wir lassen ihn nicht antasten. Zu entschlossener Abwehr verpflichtet uns schon Artikel 3 der Reichsverfassung, der allen Deutschen dem Ausland gegenüber den Schutz des Reiches verbürgt. Wir dürfen aber auch überzeugt sein, daß der Versuch einer Interessentengruppe, diesen Vertrag zu entkräften, in ihrer eigenen Heimath von der bewährten Gerechtigkeit der Regirung und der Oeffentlichen Meinung zurückgewiesen werden wird. Deutschland hat in den verschiedenen Phasen der marokkanischen Auseinandersetzung ein solches Maß versöhnlicher Gesinnung gezeigt, daß es bestimmt erwarten darf, nun nicht mit neuer Zumuthung belästigt zu werden." Wenn der Staatssekretär so gesprochen hätte, wäre er zu Haus gelobt worden. Da er ganz anders sprach, wurden ihm in Paris papierne Kränze gewunden. Wohlerworbene: Baron Schoen hat, ein blinder Hesse, den Franzosen die Waffen geliefert, in deren Besitz sie hoffen dürfen, Mannesmanns Vertrag zu durchlöchern und sich ein Erzmonopol in Marokko zu schaffen.

Nach solchen Waffen hatten sie vorher vergebens ausgespäht. Muley Hafid ließ sich nicht einschüchtern; hatte nun einmal die Sympathie mit dem Remscheider, der gut schießt, als preußischer Offizier was vom Kriegswesen versteht, dem Sultan männliche Wahrheit sagt (und einen weißen Elephanten schenkt); ließ von ihm, als der gefangene Roghi nach Fez gebracht werden sollte, ein Kamel und sprach lächelnd: „Weil er gewagt hat, Deine Bergrechte Anderen zu verleihen, soll der Roghi auf Deinem Kamel ins Gefängniß reiten." (Solchen Vertrauensmann eines dicht bei Gibraltar und neben Algerien thronenden Herrschers hätscheln die Leute des AA doch sicher? Monsieur le Baron de Schoen läßt ihn, der in Tanger ein Schiff gechartert hat, um schneller in Berlin zu sein, drei Tage lang antichambriren und erklärt dann, er könne ihm, da die Verhandlungen geheim seien, über den Stand der Dinge nichts mittheilen.) Da war also nichts zu hoffen. In der Seele dieses Sultans lodert der Wunsch, das Franzosenjoch abzuschütteln. (Drum verschreit ihn pariser Lügenkunst als einen Kanibalen.) Schon hat man sich drüben mit der Thatsache abgefunden, daß ein Zehntel des marokkanischen Bergreviers von Deutschen ausgebeutet wird. Zwar gab es, noch unter Clemenceau, einen Moment, wo die berliner Herren zu wanken schienen und Eduards Freund aus dem vom Gallierschnauzbart bebuschten Munde die Frage ließ, ob Mannesmanns in Deutschland denn schlecht angeschrieben seien. Doch kann die Regirung eines starken Reiches so wichtigen Rechtsanspruch aufgeben? Undenkbar.

Im Oktober sagen mir drei Franzosen, die nichts von einander wissen, fast mit den selben Worten und Seufzern: „Wir haben die hohen Kosten der Feldzüge und Bombardements und Sie, ohne Spesenaufwand, ein Zehntel des ergiebigsten Erzgebietes." Die Seufzer verhallen. Unerbetene Hilfe naht. Aus Deutschland. Fürst Radolin hat von Schoens, Baron Schoen von Radolins Diplomatenkunst eine im Superlativ schlechte Meinung (und sämmtliche Zunftgenossen sind bereit, beide Urtheile gerecht zu nennen); hier aber müssen die schönen Seelen wohl einträchtiglich gewesen sein. Denn plötzlich weiß man im Parlamentsviertel, was die Glocke geschlagen hat. Am zweiundzwanzigsten November 1909 sagt ein Abgeordneter: „Die Minenfrage ist ungemein wichtig. Sie haben ja gesehen, daß die deutsche Regirung die Brüder Mannesmann preisgegeben hat. Man muß anerkennen, daß Deutschland sich sehr artig zeigt." Minister Pichon nickt. Herr Etienne, Haupthahn der Kolonialpartei (und Yachtgast des Deutschen Kaisers) gelobt, in Marokko dürfe fortan nur unter französischem Patronat gewirthschaftet werden. Kanns wirklich gelingen? Nach algerischen Rezept? In dem Uensahandel hat man die Firma Krupp zuerst als Vogelscheuche benutzt, um einen unbequemeren Deutschen loszuwerden; dann die Oeffentliche Meinung alarmirt und der essener Gesellschaft gesagt, das französische Nationalgefühl bäume sich gegen den Gedanken, daß Krupp, aus dessen Kanonen die Söhne Frankreichs morgen beschossen werden können, in einem Concern neben Schneider aus dem Creuzot sitze; schließlich den Deutschen mit einem Schmerzensgeld heimgeschickt. Exemplum docet. Sind wir, durch den Essener, erst des Remscheiders ledig geworden, dann sorgen unsere Chauvins und Schneiders Checks schnell dafür, daß Krupp leise verduftet. Er bekommt das Erz billiger als jeder andere Deutsche, hat dann beinahe ein Monopol; und wir machen einen europäischen Stahltrust, neben dem der amerikanische wie das Bild eines sanften Menschenfreundes wirkt. Ists aber auch Ernst? Cambon fürchtet eine Falle; meint, Deutschland wolle uns in Sicherheit wiegen und die Arglosen mit unerbittlicher Forderung überfallen. Die Gelegenheit ist ihm günstig. Wahlen in Sicht. Kein Abgeordneter will seine fünfzehntausend Francs Diäten verlieren. Jeder scheut neuen Zwist mit Deutschland. Briand, der Sozialist, dem Schneider und seine Sippe (Union des mines marocaines) ein Gräuel ist, denkt nicht daran, sich dieser Leute wegen in einen Konflikt einzulassen; nähme jeden vernünftigen Vorschlag der Berliner an. Soll er seine, seiner Partei Todfeinde bereichern und stärken? Doch: es ist Ernst. Deutschland giebt wieder nach. Baron Wilhelm von Schoen hat gesprochen.

Der Kanzler kennt Frankreich nicht. Muß wieder der Falsche ans Messer?

❦

Die kleine Stadt.*)

Heinrich Mann: Die kleine Stadt? Das hatte man nicht erwartet. Autor und Schauplatz scheinen schwer vereinbare Gegensätze. Zum Wesen der kleinen Stadt gehört, daß in ihr keine That und kein Gedanke ausgegossen werden kann, daß jeder Ansatz dazu an Theilnahme erstickt, daß der Bürgersteig zu schmal ist für eine große Geberde und das Pflaster zu schlecht für einen raschen Schritt. Und in diese Enge will er seine überlebengroßen Gestalten, seine legendären Charaktere stellen, seine Ausbrüche geschehen lassen und seine gefährlichen Verbindungen zu Ende führen? Doch zweifelt man keinen Augenblick, daß, wie noch stets, das Unmögliche auf eine erstaunlich einfache Weise geschehen wird.

Man ist rasch bezaubert; von dem Klang und der Fülle des Anschlags, von der souverainen Sicherheit der Hand. Diese Darstellungskunst scheint wie die Sonne über Gute und Böse, modellirt mit wunderbarer Plötzlichkeit, so leicht, daß in Kurzem der Geist der kleinen (italienischen) Stadt lebendig vor uns steht. Aber ihre Kräfte sind gebunden: sie offenbaren sich nicht, ihr Charakter scheint nur durch, ihre Hitze schwelt. Das Gefühl, daß nichts geschehen kann, lastet über Allem, und da man nach Geschehnissen dürftet, daß man sie aus den Steinen saugen möchte, stößt man nach seinem Gegner, aber nur mit den Fingern, wirft die Arme gesprächsweise mehr, als nöthig ist, erzählt mehr, als wahr ist, bildet Pointen aus und erinnert sich. Offen und wehrlos liegt die Stadt da, als Beute für jedes Ereigniß, und ist in ihrer lauernden Ruhe ein Stoff des Verderbens. Sie flammt auf, als, herbeibeschworen oder herangezogen, eine lyrische Theatergesellschaft über sie hereinbricht, ein Fünfgestirn, von einem Schwarm kleiner Sterne gefolgt. Nun bekommt sie Muth zu ihren Kräften, mehr noch zu ihren Wünschen. An den Schauspielern, diesen Menschen mit den übermäßigen, herausgetriebenen Zügen, der leichten und großen Haltung, den Bewegungen von unbekannter Spannkraft, die in ihrer unmittelbaren Mobilisationfähigkeit ihre Kräfte werfen, wohin sie wollen: an dieser gesteigerten, geschulten Menschlichkeit entdeckt Jeder seine wirklichen oder vermeintlichen Möglichkeiten. Man fühlt sich gehoben, befreit: es ist auf einmal überall zu eng. Alle durchzieht eine Ahnung: es giebt noch eine größere Fläche, auf der zu leben möglich ist (auf der wenigstens zu verbrennen möglich ist). Und bevor der erste Tag zu Ende geht, ist schon die ganze Stadt im Erwachen. Sie ist bunt, sie lärmt, sie tanzt, sie übertreibt, sie spiegelt sich in den Künstlern, sie erkennt sich, aber immer wieder nur sich.

Man sieht: dieser Roman ist ein echter Heinrich Mann; denn hiermit ist das eigentliche Thema Manns erreicht, sein unerschöpfliches Thema, uner-

*) Roman von Heinrich Mann. Insel-Verlag.

schöpflich in seinen Formen und Farben: der Ueberfall durch fremde Schönheit und die Steigerung an fremder Schönheit; diese Steigerung, die das Gemeinsame der Liebe, der Eitelkeit, des Ehrgeizes ist, die berauscht, spannt, ausweitet und zerstört. Diese Einbrüche bilden den Ausgangspunkt seiner Werke: die Kreuzzüge des Panthergeschlechts, die Kämpfe, Feste und Spiele zahmer Menschen mit schönen reißenden Thieren, die erstaunlichen Erfindungen, die die Zahmheit in diesem Kampfe macht, ihre Aushilfen, ihre Verwandlungen, das Erwachen und Aufflackern ihrer schlummernden Wildheit. Auch der Einbruch der Theatertruppe in die kleine Stadt ist eine Wiederholung des alten Dionysoszuges, ein mythologischer Vorgang im Schein schlecht regulirender Bogenlampen.

Aber die eigentliche Arena des Kampfes ist die menschliche Seele; der Reichthum der Geschehnisse ist auf gelben Grund gemalt. Seine Menschen werden durch fremde Größe oder Schönheit im Innersten vergiftet; sie verfallen mit ihrer Seele einer Schönheit, für die sie nicht geboren sind und deren Herausforderung sie nicht widerstehen können: an der zu Grunde zu gehen ihre Bestimmung ist; deshalb wirkt jede Geberde, jedes gesprochene Wort nicht nur als Erscheinung, sondern als seelische Aeußerung: als Erhabenheiten, Spannungen, Lächerlichkeiten; als seelische Entlastung, als Groteske, als Qual. Diese Durchleuchtung von innen heraus giebt der Buntheit der äußeren Geschehnisse erst das starke Leben. Mann besitzt das Geheimniß der transparenten Darstellung. So stark er im Geben des Charakteristischen und Individuellen ist: das Seelische leuchtet immer, wie unvermeidlich, hindurch. Er ist der farbigste aller Darsteller, aber er ist auch der geistigste.

Michelangelesk ist das Wort, das man oft auf diese Darstellungweise angewandt hat. Aber was ist das Gemeinsame? Die Muskelmassen des Michelangelo scheinen wie aus dem Anblick und der Empfindung fremder Thaten geboren, aus einem Leiden der Seele an ihnen, nicht aus eigenem Kraftgefühl. Michelangelo stellte selbst den Schöpfergott so dar, als hätte er die Welt aus einem Ressentiment' geschaffen, aus einem Leiden an seiner Empfindung, in einem bitteren Heroismus. Die übertriebene Form aus überlasteter Empfindung ist die Seele seiner Werke (und vielleicht ist sie das Wesen der Seele überhaupt). Und eben so könnte man die übertriebene Bewegung aus überlasteter Empfindung für das Wesen von Manns Vorgängen ansehen. Für diese Aeußerung ohne automotorische Ursache hat er das unvermeidliche Auge. Diese Differenz zwischen der sensorischen und der motorischen Sphäre zu verbergen und zu überwinden, jagen und stolpern seine Menschen, zweifeln, martern und täuschen sich. Durch diesen Spalt ihrer Existenz findet er den Zugang zu ihren Seelen und durchleuchtet er ihre Handlungen. Durch diese Anlage ihres Schicksals sind Alle verwandt: der Dichter, über dessen Schreibtisch ein herausforderndes Bild der italienischen Renaissance hängt; die Frau, die einen Mann

liebt, der ihre Leidenschaft herausfordert, aber ihrem Herzen nicht gehört; der Demagoge, der nicht müde wird, hinter dem Volk, das Garibaldi liebte, herzulaufen. Die Variationen dieses Themas sind unermeßlich: vom intimsten Leiden an solchem Schicksal bis zur rohesten Mißthätigkeit aus solchem Schicksal; von dem eifersüchtigen, feinsten Verstehen des Vorbildes bis zum gröbsten Mißhören, von dem niedrigsten Widerhall adeliger Schönheit bis zum Ansporn edler Schwäche durch das Vorbild einer gemeinen Vollkommenheit.

Weil bei Mann dieses Problem den Kern seiner Werke bildet, ist er auch der Darsteller der Modernität. Denn sein Thema ist das Problem der Zeit. Die Steigerung an fremder Schönheit und Größe ist zwar so alt wie die Geschichte, aber sie ist heute zu einem Meer angeschwollen; sie war nie so allgemein, wurde nie mit so methodischem Eifer betrieben, war nie so unentrinnbares Schicksal. Wir leben von der Steigerung an fremden Zeiten, an fremden Rassen, an fremder Kultur, an fremden Ständen, am fremden Geschlecht. Unser Historismus, unsere Humanität, unsere Idee von Bildung und Demokratie zielen auf Steigerung am Fremden. Psychische Kreuzungen, hybride Pfropfungen sind das Alltägliche. Wer Satisfaktion in sich selbst findet, wird verachtet. Nichts bleibt für sich, Niemand weiß, was ihm gehört. Für die Massen resultirt daraus die Groteske. Denn sie sind unbedenklich in ihrer Entlastung, sehen sich nicht und sind durchaus unfähig, zu leiden. Und während sie bemitleidenswerth sind, leben sie lustig wie nie zuvor; denn ungefährlich scheint das Leben Dem, der für Niederlagen kein Gefühl hat, der falsches Gewicht nimmt, der zu besitzen glaubt, wovon er den Begriff gewonnen hat oder gar nur das Wort. Nicht, daß sie elend ist, sondern, daß sie grotesk ist, bildet heute das Problem der Masse. Schlimmer ergeht es den Anderen, die zu sehend sind, um es sich leicht zu machen. Sie wachsen auf unter Herausforderungen, sie werden von Vorbildern bedrückt. Sie lernen früh: es ist lächerlich, über sich hinaus zu wollen, und verächtlich, es nicht zu wollen; dazwischen liegen die menschlichen Bemühungen. Durch ein furchtbares Spalier von Forderungen und Entwickelungen führt der Weg zu jeder Leistung. (Repräsentantin dieser Menschen ist in dem neuen Roman die Primadonna der Gesellschaft, die zukunftreiche Anfängerin, die den Weg durch die intime Qual der Technik gewählt hat, der allein zur letzten Größe führt, zur Virtuosität, die allein den Geist befreit; die diesen Weg mit gepanzerter Seele, mit waffenstarrendem Herzen geht, aber in der Einsamkeit böse wird.) Die Entseelung ist die drohende Gefahr, die Niederlage der Sehenden, Bewußten, wie die Groteske die Niederlage des Volkes, der Unbewußten ist. Die gemeinsame Ursache dieser Niederlagen zu sehen, die Steigerung am Fremden, lehrt uns Manns Werk. Die moderne Größe ist, wie die moderne Lustigkeit, kein Ueberschuß des Motorischen, sondern ein Streben, mit dem Gefühlten ins Gleichgewicht zu kommen. Der Wille zu Etwas, die Zielsucht, das programmatische

Denken und Handeln kennzeichnet unsere Zeit. Es ist keine behagliche Zeit, es ist eine gespannte Zeit; die Zeit der zähen Sehne des Schweißeisens und der Tragikomoedie oder der späten Ernte, in einem breiten Gewühl von Grotesken.

In dem Ueberfall der kleinen Stadt ist dieser Zustand bis auf die erste Dezimale zurückgeführt; er giebt eine breite Basis für die Groteske, für die matte, niedrige Verderbniß, und in den Künstlern eine schmale für die gefährlichere der Entseelung. Die ganze Pyramide des Lebens ist aufgebaut. Das Edelste und das Gemeinste wird durch den Alles durchschauenden Blick zusammengehalten; nicht durch eine Manier, durch eine unverbindliche „Persönlichkeit", durch einen ewigen Tonfall, durch Tönung, wie Das üblich ist und noch bewundert wird, sondern dadurch, daß Alles auf ein Gemeinsames zurückgeführt wird, auf ein gemeinsames Leiden, dem das Erhabenste und das Lächerlichste entspringt. So erfordert es der Stil des Romans. Durch dieses Allverstehen steht Alles zu Recht neben einander, wirkt auch das Kleinste unvermeidlich groß, bedeutend, legendär.

In dem breiten Leben des Romans fehlt nicht die hohe Linie der Novelle. Den Roman schreibt die Sonne und der allgegenwärtige Tag, die Novelle das Mondlicht, das nur Einzelnes, Erhabenes beleuchtet. Es fällt auf den Sänger, den Jüngsten der Fünf, dessen Schönheit und herausfordernde Traurigkeit die bürgerlichen Sitten lockert, den die Frauen umstellen und der, von der ersten Epoche seines Lebens erwacht, um sich blickt, wie Orpheus entsetzt von der Menge von Thieren, die er herbeigezogen. „Ist es möglich? Von Allem was meine Seele schreit, kein Echo?" Aber das Echo kommt und ist stärker als sein Gesang: die Tochter des ewig beschatteten Hauses, eins der herrlichen Mädchen Heinrichs Mann, wie überlebend aus der Antike, ganz ihres Schicksals mächtig, die in der ungeheuren gottlosen Enge eines Gefühles leben, in der strengen, bitteren Gluth, die das Verhängniß heranzieht, die in der vollen Pracht ihres Herzens sterben. Das Schicksal der Beiden gehört zum Roman, wie das ewig beschattete Landhaus der Familie Nardini zur kleinen Stadt gehört: im Abstand und als Maß; es folgt dem vollen Chor des Romans wie eine Melodie in Synkopen; es schließt auch nach ihm; nachdem der Roman in der Ferne verklungen ist, endet wie in einer leeren Welt die Novelle auf einem hohen, vollen und klaren Ton. Wie dieses Schicksal ausgeht, in der tiefen Wahrheit eines Mißverständnisses und dann einem von Schelmerei gemilderten Grauen: Das möchte man zu den höchsten Schönheiten dieses reichen Werkes rechnen. Wenn es glücklich macht, daß es Werke giebt, in denen die Erkenntniß sich in solcher Lebensfülle darstellt, die einen solchen Eindruck von Allmacht geben, so bleibt doch das Schönste, daß in diesem vom Geist durchleuchteten Werk auch das Undurchleuchtbare, das Unmittelbare stark und bezwingend erscheint, daß neben dem Staunenswerthen auch das Liebenswerthe steht.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Ostasiatische Zeitungpolitik.

Geht Doktor Morrison oder geht er nicht? Ein ergötzliches Räthselspiel, dessen Lösung sich die japanische Presse mit einem Eifer hingiebt, als ob sie Krieg oder Frieden bedeute. Es ist ganz bezeichnend, daß sich um die Person dieses pekinger Times-Korrespondenten ein Streit erheben kann, wie ihn die Person eines Gesandten oder Botschafters kaum bewirken würde. Wenn man aber die Dinge näher sieht, versteht man Das. Als die Times noch in Peking durch den vorurtheillosen und gerechten Kaufmann Michie vertreten war, war sie zwar immer vorzüglich, aber auch objektiv unterrichtet. Dann kam der chinesisch-japanische Krieg, den die Japaner forcirt hatten. Zu ihrer Rechtfertigung operirten sie viel mit einem angeblichen Thronbericht Li-Hung-Tschangs, der zu Rüstungen gegen Japan aufgefordert habe. Michie konnte durch Dokumente nachweisen, daß der keineswegs aggressive Thronbericht des chinesischen Staatsmannes volle vierzehn Jahre vor Ausbruch des Krieges eingeliefert worden sei, also unmöglich eine Ursache der Feindsäligkeiten genannt werden könne. Er sandte die Belege der Times. Die verweigerte die Aufnahme. Der charaktervolle Michie schied nach heftigen Auseinandersetzungen aus dem Verbande der Zeitung und ihn ersetzte Mr. Chirol, der die neue Aera der Timespolitik einleitete. Als er später in London die Leitung des Auswärtigen Theils der Times übernahm, folgte ihm in Peking der Australier Dr. Morrison. Als ein hochintelligenter und politischer Kopf arbeitete sich der neue Vertreter rasch in die chinesischen Verhältnisse ein und viele Reisen im Lande ließen ihn bald zu einer Autorität in chinesischen Fragen werden. Er wurde ganz unmerklich eine Größe in Peking. Seine Zeitung, die wohl einsah, daß sie durch die Leistung ihres Vertreters in Ostasien eine ganz andere Rolle spiele, als ihr nach ihrer Bedeutung eigentlich zukam, ermöglichte ihm durch ein fürstliches Gehalt, in Peking ein Haus zu machen, in dem nicht nur vornehme Chinesen, sondern auch Diplomaten höchster Grade gern verkehren. Da wurde hohe Politik gemacht, wurden insbesondere manche Schachzüge gegen Deutschland, das Dr. Morrison für eine Gefahr Englands hielt, ersonnen. Auf diesem Grundstück ist aber auch eine der ergiebigsten Quellen zu suchen, aus denen der russisch-japanische Krieg entstand. An ihm kann sich Dr. Morrison ein Hauptverdienst zuschreiben. Als aber der Krieg aus war, als die russische Gefahr von England für lange abgewendet schien, da rückte Morrison langsam, aber sicher von den Japanern ab. Das Bündniß hatte in ihm keinen eifrigen Förderer. Drüben in Japan gab sich von Tokio aus der Times-Vertreter Capitain Brinkley alle erdenkliche Mühe, für Japan Stimmung zu machen. Sein eigener Landsmann Mac Kenzie sagt in seinem Buch über Korea von ihm, er sei durch seine Anstellung als Rathgeber der Nippon Yusen Kaisha, der staatlich so stark subventionirten größten japanischen Schiffahrtgesellschaft, und durch sein finanzielles Engagement in der japanischen Industrie ganz ungeeignet, ein sachliches und unparteiisches Urtheil zu fällen. Und Mr. Chirol saß in London nun zwischen zwei Stühlen. Von Tokio aus kamen Alliancebriefe und Lobeshymnen und von Peking aus scharfe Kritiken und Warnungen; von hier tönte enthusiastisch der Ruf, wie erfreulich stark der östliche Alliirte werde, und von dort kam das Echo: Er wird zu selbständig. Das Schifflein seiner Politik durch diese beiden Strömungen so zu lenken, daß der Leser meinte, in einem einheitlichen ostasiatischen Strom zu fahren, war für Herrn Chirol mehr als schwer. Er tanzte auf dem Seil; neigte sich bald nach rechts,

bald nach links. Aber der Zustand wurde unhaltbar: Herr Chirol packte seine Koffer und ging auf eine Vermittelungtour nach dem Osten. Er holte Herrn Dr. Morrison ab und nahm ihn mit nach Tokio zu „Besprechungen". Die Engländer wissen ihre Presse zu schätzen und ins Ansehen zu bringen. Chirol und Morrison wohnten in der Englischen Botschaft, in deren Staatskarosse sie zur Audienz beim Kaiser von Japan fuhren, der ersten, die der Mikado fremden Pressevertretern gewährte (er ist auch im Empfang japanischer Pressevertreter sehr zurückhaltend). Die Zeitungen Japans waren voll von dem „berühmten" Dr. Morrison. Die Japaner sind die geschicktesten Fremdenführer der Welt. Dr. Morrison lernte Japan kennen, wie es Einer kennen lernen kann, von dem die Japaner wollen, daß er es nicht kennen lerne. Man kann sich aus dieser Richtung bei unserem Professor Koch, dem Bekämpfer der Schlafkrankheit, wohl ganz lustige Informationen holen. Aber Chirol, Dr. Morrison und Brinkley überstanden alle Dinners und Tiffins ohne Beschwerden und es scheint, daß sie auch noch Zeit zu einer Aussprache gefunden haben. Jedenfalls hörte man bald, sie seien in ihrer Auffassung der politischen Lage einig. Die japanischen Fremdenführer jubilirten: da könne man wieder sehen, welchen Werth das persönliche Studium des Landes für Den habe, der darüber schreiben wolle. Dr. Morrison, der schon bei einem Festessen der Preß Association an der Ehrentafel zwischen dem Fürsten Ito, dem Grafen Okuma und dem Marquis Katsura eine erstaunlich gewagte Rede gehalten hatte (die Herren Japaner möchten doch die friedlichen Chinesen in Ruhe lassen) und der dafür den konventionell kühlen Applaus ironisch freundlich einsteckte, verzog jedenfalls das Gesicht zu einem verständnißvollen Lächeln, als er Das las, und ging als erklärter Japanfreund nach Peking. Herr Chirol schmunzelte über die leichte Reparatur des Schiffleins, fuhr nach London und schrieb eine lange, begeisterte Abhandlung über den schönen Osten im Allgemeinen und die netten Alliirten im Besonderen. Und Herr Brinkley ging wieder in seine Office der Nippon Yusen Kaisha, allwo er nicht sehr viel zu thun hat, und las all diese Geschichten mit Vergnügen.

Einige Wochen hielt die Tapete. Dann kamen böse Menschen und störten den Frieden. Sie sagten, es sei doch merkwürdig, daß eine Intelligenz wie Dr. Morrison sich so überraschend gewandelt habe. Dieser aber erklärte ziemlich deutlich, er habe sich absolut nicht gewandelt, er lehne die Verantwortung für einige Depeschen, die in seiner Abwesenheit nach London gegangen seien, ab und sei ganz der Alte. Daß er wahr sprach, konnte man bald sehen. Herr Morrison wurde wieder kritisch, Herr Brinkley wieder enthusiastisch und Herr Chirol schwitzte wieder Blut und mußte seiltanzen. Noch einmal nach dem Osten fahren und eine zweite Abhandlung schreiben? Das ging nicht. Nun kommt die allen Dementis trotzende Meldung der Japanpresse, Herr Chiral sei vom Seil gefallen. In Brinkleys geöffnete Arme. Herr Morrison werde deshalb seinen Posten in Peking aufgeben. Den Japanern würde ein Stein vom Herzen fallen. Ein Dr. Morrison schien ihnen ein schlimmerer Gegner als ganz China. Man muß ihnen auch das Lob spenden, daß sie in dem Streben nach Beseitigung unangenehmer Leute recht beharrlich sind. Sie können Einen sogar durch Oeffnen der Briefe, selbst versiegelter Werthbriefe aus dem Lande graulen. Diplomaten sogar. Aber eben so zäh ist der englische Australier; an dem für Recht Erkannten hält er fest. Die Reise Morrisons durch China, die den Anlaß zu den Gerüchten gab, wird wohl nur ein Urlaub, kein „Krankheiturlaub" sein. Und wir müssen die Spalten der Times wohl auch künftig aufmerksam durchforschen.

Tokio. Dr. Fritz Wertheimer.

Ich und die Bücher.*)

Lieber, liebster Signore . . . seid mir nicht gram . . . ich bin doch ganz unschuldig . . . bei Gott, ich bins . . . ich betheure es bei allen Heiligen, daß ich ganz unschuldig bin . . . Aber die Katze, die böse Katze . . . il cattivo gatto . . .

Das Thor knarrte, indem sie so sprach, und leichenblaß stand Cesira vor mir.

„Was ist denn mit Ihrer Katze, gute Frau? Hat sie was Schlimmes begangen? Meine Milch getrunken? Meine Zeitung zerrissen? Alles ist im Voraus entschuldigt.“

„Entschuldigt, Herr? Ihr wollt mir nichts nachtragen? Welche Güte, ach, welche große, unendliche Güte! Gott segne Sie, Sie und Ihre Kinder, auch die Kinder Ihrer Kinder . . . wenn Sie nämlich welche haben werden . . .“

„Ja! Was ist denn los? Ich verstehe Euch überhaupt nicht, liebe Frau. Was sprecht Ihr da von Katzen, Kindern und von Gottessegen?“

Ich stand bereits in der kühlen, dunklen Halle, die Hausfrau mir gegenüber, mit der Oellampe in zitternd ausgestreckter Hand; auf ihrer hübschen Stumpfnase folgten sich Licht und Schatten in flackerndem Nacheinander. Sie sprach (und es war ein erregtes, hastiges Sprechen): „Der Postino hat einen Brief gebracht; ich nahm ihn ab; da legte ich ihn hin; hier lag er auf dem Tisch (und sie schlug dabei auf die leere Platte) . . . hier sah ich ihn noch vor einer Stunde . . . dann kam die Katze . . . sie kam angesprungen und zerfetzte den Brief . . . meine Tochter, die Anita, die hats mit angesehen . . . und dann . . . und dann . . . eben die Anita wars, die die Restchen alle in den Brunnen geworfen hat . . . Aber der Herr macht ein bitterböses Gesicht . . . die Hände des Herrn zittern . . .“

Die Hände des Herrn! Wie sollten sie denn nicht? Meine Hände, meine Brust, meine Füße, mein armes Hirn, mein innerstes Innere, meine Eingeweide zittern vor Wuth. Ich möchte weinen, ich möchte stöhnen, meine Haare möchte ich raufen und schreien, schreien, wie Elektra einst über das Los der Lagiden schrie: Otototototoitoitoi!

Ich stürze auf mein Zimmer; meine Seele voll Jammers. Wißt Ihr, was es heißt, in der Fremde Briefe zu erwarten? Tage schleichen auf leisen Taze

*) Herr Dr. Hatvany, der Verfasser des Buches „Die Wissenschaft des nich Wissenswerthen“, läßt nächstens (bei Paul Cassirer) unter dem Titel „Ich und die Bücher“ ein zweites Werkchen erscheinen, aus dem hier eine Probe gegeben wird. Die erste größer Arbeit dieses jungen, in der Behandlung der deutschen Sprache schon merkwürdig siche ren Ungarn, die Streitschrift wider den Philologenwahn, hat sich durch den fröhlicher Muth zu selbständigem Denken und durch die Grazie ihrer Form viele Freunde gewor ben. „Man will die Anforderungen der Gelehrsamkeit jetzt auf die Kulturmenschen aus dehnen und die Begriffe Kultur und Wissenschaft überhaupt nicht mehr unterscheiden die Gelehrten sämmtlicher Fächer haben sich vereint, um den heutigen Stand ihrer Wissen schaft und deren Geschichte festzulegen, und diesem gigantischen Unternehmen den Na men Kultur der Gegenwart gegeben.“ Solche Sätze haben gefallen und den Autor rasc zu einem bekannten Mann gemacht. Dem neuen Buch darf man, weil es die alten Qualitäte an einem leichter begreifbaren Stoff bewährt, ein eben so günstiges Prognostikon steller

und jeden Tag, zur Mittagsstunde, klingelt es an der Thür. Und jedes Läuten kann Dir eine Nachricht bringen und jede Nachricht entscheiden über Dein Los. Du wolltest Einen wiedersehen: er lebt nicht mehr. Eine, die Du sehr liebst, lebt für einen Anderen. Lustige Menschen schreiben Dir, Du mögest mit ihnen lachen, und Traurige künden Dir die düstere Mär ihrer Thränen. Und nun kommt die Katze der Frau Cesira und die Tochter der Frau Cesira, die Beide nichts von Menschen wissen, die in der Ferne lachen und in der Ferne weinen . . . sie kommen, die Eine mit trippelnden Füßchen, die Andere mit sammeten sich schlängelndem Rücken, und vernichten die Kunde fremder, ganz fremder Schicksale. Brennend nagt an mir die Sorge; und doch muß ich staunen ob der merkwürdigen Verknüpfung irdischer Dinge.

Es ist Nacht und ich bin allein; im Herzen hämmert die Frage: Wer mag mir geschrieben haben? Vielleicht schreibt mir mein Kind, mein Schatz, mein Lieb, mein Alles? Oh, wüßt' ich doch, ob sie es war? Ich könnte noch heute . . . Ja, ich sollte, gewiß sollte ich auf das Telegraphenamt gehen, eine Depesche, eine ganz dringende absenden und warten, warten, bis mir nachts die Antwort entgegenfliegt.

Acht Uhr abends. Mein Kind, mein Lieb, mein Schatz, mein Alles wird wohl um diese Zeit ihr Abendbrot verzehren. Im Speisezimmer steht die Spanische Wand vollgepfropft mit Ansichtkarten. Darunter ist auch die Karte, die ich unlängst geschickt habe. Wie der Indianer seine Trophäen über das Hausthor, so steckt die Kleine meine Karten in die Spanische Wand; und (ach!) auch die Karten Anderer. Nun sitzt sie all den Karten gegenüber und streicht Butter auf Brot. Sie denkt dabei an Butter und Brot; aber meiner gedenkt sie gewiß nicht. Da wird getafelt und geplaudert, — volle zwei Stunden lang; um zehn Uhr ist bereits Schlafenszeit.

Ein Rauschen: nun liegt sie schon. Liest sie einen Roman oder betet sie? Sie ist so ruhig, so sorglos; darf ich ihr jetzt, eben jetzt mit einer dummen Depesche den Schlaf aus den Augen jagen? Nein. Das darf ich wahrlich nicht. Schlaf, mein süßes Kind. Ich will wachen und Deiner in bebender Angst gedenken. (Ihr Hemdchen hat Seidenmaschen, blaue Mäschchen!)

Wie bin ich nur einfältig!

Weiß ich denn, ob der Brief von ihr herrührt? Und, wenn sie ihn auch schrieb, ob darin was Bemerkenswerthes steht? Hat sie denn überhaupt was Wichtiges zu sagen? Sie, deren Worte mir alle entschwunden sind? Und doch: es waren ganz kluge Worte, die sie sprach. Kaum drei Wochen ist es her, die Wiesen waren voll knallrother Mohnblumen, das Grün der Felder, überthaut vom grellen Morgenlicht, schien beinahe weiß; und wir sprachen viel. Sie sprach bedacht und klug. Wie denn überhaupt Mädchen immer klug sprechen. Sie wollen doch Alle was. Der Mann, der ewige Idealist, der Narr, er will nichts; er will die Wonne glücklicher Sekunden. Weshalb er auch dummes, wirres Zeug zusammenquasselt. Sie aber, sie denkt daran: Was soll daraus werden? Diese stete Sorge giebt ihrer Stimme, dieser weich wie die Wellen eines Bächleins schmeichelnden Stimme etwas Hartes, Herbes. Lebensreife Worte auf Kinderlippen. Arme Mira, liebe Mira, mein Kind! Könnte ich Dich nur wieder hören! Jedes Wort einsaugen in hungrige Nerven! Weshalb sind Deine Worte mir alle entschwunden? Warum? Und wie kann ich Dich lieben, ohne zu wissen, was Du sprichst, woran Du denkst?

Darf ich mein Schicksal einem fremden Kinde vertrauen? Tagebücher sollte man führen. Jedes Wort aufzeichnen. Sonst verliert man sein Leben und das Leben seiner Liebsten. Für den Mann, der Tagebücher schreibt, giebt es kein Gestern; das Heute folgt ihm gefügig nach durch alle kommenden Tage. Er hält Alles zusammen, er verliert nichts. Doch! Er verliert eben den einzigen Schatz; die im Sonnenuntergangsviolet funkelnde Pracht des Gestern, diese Pracht, die zu kennen von allen Kreaturen, die da auf Erden athmen, nur uns Menschen gegeben ward. Weshalb das Gestern mit dem Tagebuch zur übertünchten Gegenwart machen? Ein Frevel. Die Mohnblumen der Wiesen, das weißglitzernde Grün der aufblickenden Halme, die Stimme meiner Mira sind mir nicht mehr, was sie mir vor drei Wochen waren. Mehr und auch weniger sind sie mir. Ich umgebe sie mit der Zärtlichkeit, die ich allem Vergangenen spende, allem vom grellen Heute ins matte Gestern sich Verdüsternden, allen scheuen Schemen einst heller Tage, die ein Scheinleben in mir führen, allem Toten, allem Verwesten. Da in meiner Seele ruhen diese Dinge müden Hauptes, fahler Farbe. Tagebücher führen, hieße ein Aufstöbern der Geister, hieße: um verloschene Wangen ungesunde Lebensfarben spielen lassen.

Nicht berührt mir die Vergangenheit; beraubt mir sie nicht ihres Wesens! Die Gegenwart ist eine Täuschung; nur was war, ist wahr!

Die Gegenwart ist stumm geboren, lieblos, kunstlos, ἄμουσος. Der Künstler schafft sein Werk aus dem Schatten des Traumes, der ihm aus verflossenen Tagen anhaftet. Und wenn er ahnt! Was ist denn Ahnung? Die Erinnerung der Zukunft. Der einfachste Mensch, wenn er sich erinnert, wird zum Künstler. Er wählt: und Wahl ist Kunst. Schein umspielt seine Augen: und Schein ist Kunst.

Meine Geliebte? Was ist sie, wenn ich ihrer gedenke? Heute, hier, weit, in großer Ferne, da ich sie seit drei Wochen aus den Augen verloren. Was ist sie? Ein flüchtiges, mir stets entrinnendes, kaum zu erhaschendes Nebelbild. Das Gesicht weigert sich, vor mir zu erscheinen. Was ich sehe? Blonde Löckchen sich ringeln um einen blendenden Nacken. Lacht sie, so steht ein kleiner Zahn etwas spitz heraus. Das sehe ich; sonst aber auch nichts, gar nichts. Und was ich höre? Einen Satz höre ich. Einen einzigen Satz: „Sie sind ein Abgrund, aber Das ist nett." Im muß mich zu entsetzlich gotteslästerischen Ansichten bekannt haben, als sie mir Das sagte. „Aber Das ist nett"? War Das kein Geständniß? Dieser Satz ... diese Löckchen ... der Nacken ... und der Zahn, der kleine spitze Zahn: Das ist meine Geliebte. Alles, was mir bleibt. Doch jetzt, soeben, während des Schreibens blitzt das ganze Gesicht auf, das liebe Gesicht, wie ein Wetterleuchten: kaum erblickt, schon entschwunden. Das ist mir meine Geliebte. Und meine Freunde? Eine Bewegung, die in mir aufzuckt, liebe Stimmen, die in mir erklirgen, die Wärme eines Händedruckes. Das sind mir meine Freunde. Und mein Leben? Mein eigenes, eigenstes Leben, mein ganzes verflossenes Dasein: lichte, dunkle, dunkle, lichte Stunden, Tage, Nächte, Nächte, Tage; und immer tickt eine Uhr, sie tickt und tickt; und der schmale, dünne Zeiger schiebt die Zeit ganz leicht vorwärts. Tage, Nächte, Nächte, Tage, Küsse, Schmerzen, Freuden und Thränen ... lange, laute Gespräche, dann wieder Flüstergespräche ins liebe, kleine Ohr ... Rothe Ohrläppchen, immer andere; aber meine Schwester sagt mir, ich sei ihr Bruder, und ich erkenne mich im dauernden Wechsel als den Selben, der einst mit ihr im Garten zwischen Flieder und Akazien nach Schmetterlingen haschte, um sie wieder

loszulassen (sie flogen davon mit matten, entstäubten Flügeln). Auch eine Lampe brennt in einsamer Kammer; am Pult ein offenes Buch. Vielleicht mein Lieblingsbuch. Welches ist denn mein Lieblingbuch? Welche sind denn meine Lieblingbücher? Wie darf ich sagen: Ich liebe sie? Weiß ich doch nicht einmal, was sie enthalten. Will ichs denn auch wissen? Mir genügt, was mir aus ihnen herüberfloß. Was in mir keimt, was in mir treibt. Der Rest ist Literaturgeschichte, Archiv- und Universitätgerümpel, gut für Professoren. Was soll ein Mensch damit beginnen?

Wenn der Kritiker schreibt: Das neue Buch ist glänzend, die Handlung, die Charaktere, der Stil . . . Diesem Kritiker möchte ich eine herunterhauen, daß es knallt. Was geht mich Das an: Stil, Handlung, Charaktere? Lebe ich denn ewig, um mich an Derlei zu ergötzen?

Diese Kritik ist eine Majestätbeleidigung des Lebens. Der Kritiker, der echte, der Denker und Künstler, sollte Jahre lang Bücher lesen, dann ruhen, zurückblicken und sich sagen: „Welches Buch von den vielen bedeutet mir noch Etwas?“

Zurückblicken wird er, sich diese Frage stellen; und es wird wie auf dem Schlachtfeld sein: Ringsherum Leichen. Leichen?

Tote? Mir stehen die Haare zu Berge. Vielleicht war der zerrissene Brief eine Todesanzeige? Wer mag da gestorben sein? Ach was! Der Brief war eine Schneiderrechnung . . . Wenn ich ihn nur vergessen könnte! Schön wäre die Welt, hätte man nur Bücher zu begraben. Wie sie da liegen, die großen und die kleinen Bücherleichen, wie sie da liegen, in meiner Seele federleicht. Nun möchte ich sie alle in ein schönes Systemgrab scharren, darüber ein Denkmal stellen und darauf schreiben . . . Was soll ich darauf schreiben?

Doch wohl den Namen des Systems. Den Namen? Wo ihn herfinden? Warum braucht denn mein System einen Namen?

(Diese Angst, diese furchtbare Angst, sie zuckt mir durch Mark und Bein Doch bebe nicht, mein Herz: es war ja nur eine Schneiderrechnung!)

Die Kritik des Rückblickenden soll mein System heißen. Im lebendigsten aller Systeme, im Hirnkasten, im Gedächtniß, statt in toten Zettelkästchen, sollen die vielen Bücher, die ich einst gelesen, nun allesammt ruhen.

Ruhen? Bei Gott! Sie ruhen nicht. Im Gegentheil. Es ist ein Spuken und Geistern und Toben im Grab. Die Bücher wollen noch weiterleben. Sie wollen alle. Doch die meisten strecken und recken sich umsonst. Ein Titel taucht auf, ein Titel verschwindet. Vergebens blicke ich zurück; nichts erscheint dahinter. Nichts vom Inhalt. Weiß ich denn, was Paul Bourget in Mensonges erzählt? Keine Ahnung. Warum knisterts wie ein Holzscheit im Kamin? Es war ein nebliger, kalter Vorfrühlingstag, als ich das Buch las. Mein Zimmer war gut geheizt und ich saß am Kamin. Ich las und las, um Etwas zu vergessen. Vorgestern war ein Abschied. Wir sagten uns „Auf Wiedersehen“ und wußten doch Beide, daß es für uns keins mehr gab. So hängen blutige Lebensrestchen an vergessenen Büchern.

Zerschlissene Lehrbücher marschiren auf mit den nasalen Stimmen meiner Lehrer. Dann folgen Reisebeschreibungen mit der unausbleiblichen Palmenlandschaft auf dem Buchdeckel und den großen Balgereien unter dem Kastanienbaum des Schulhofes (der böse Rudi Schmidt wollte mir das Buch entreißen, ich trug blaue Flecke davon), vergessene Bücher, für ewig verknüpft mit unvergeßlichen Tagen.

Ich will meine Augen an diesen blassen Büchern weiden und still sein, ganz

mäuschenstill, denn ein Wort, auch nur ein einziges, allzu lautes, würde sie vertreiben nach allen Ecken und Enden. Ich will mich still verhalten, ganz mäuschenstill; doch drängts mich, zu sprechen. Ein Schnarren, ein Schmettern, ein Durcheinander von Worten in mir. Husch, husch: die geisterhaft-blassen Bücher verschwinden! Worte quellen, Sätze sprudeln hervor. Hört! Ich erzähle. Nicht doch: Es erzählt in mir. Längst gelesene Bücher senden ihre Fabeln wieder.

Boccaccio! Vater, Du bist die Fabel, jede Fabel bist Du. Dein Name umfaßt sie alle, vom letzten, kleinsten Feuilletonisten, der für ein Modeblatt elende Geschichtchen schmiert, bis zu Kleist und Mérimée.

Habt Ihr je Andacht vor der Fabel empfunden? Vor der heiligen, asketisch-ausgedörrten, nervigen Fabel? Vor der Fabel, die kaum Etwas vom eigenen Erfinder weiß und geheimnißvoll mit den Urkräften der Natur verwebt zu sein scheint? Wer ist Kleist? Wer ist Mérimée? Zwei wunderbare Menschen sinds; Ihr aber wollt nichts von ihnen wissen, um so mehr jedoch erfahren, wie die Geschichte der guten Marquise von O. oder der bösen Carmen endet? Ich soll Euch die Geschichten zum Besten geben?

Gewiß. Sehr gern. Die Fabel steht fest in mir und schwindet nimmermehr. Es giebt eben Fabeln, die sich in alle Windungen unseres Hirns hineinwinden. Ich könnte Euch hundert Geschichten erzählen.

Wollt Ihr lachen? Ich kann Euch die ewigtraurige Fabel lustiger Liebelei erzählen. Lachen würdet Ihr und weinen zugleich. Wenn die Geschichte abgeschnurrt ist, dann verrathe ich Euch, sie stamme von Maupassant her. Von einem gewissen Herrn Guy de Maupassant. Euer Achselzucken bedeutet: Was uns Das angeht? Lieber noch eine Geschichte hören. Und ich erzähle und erzähle Geschichten. Jeder Mensch ruft die Erinnerung an eine Novelle in mir wach; sogar jeder Gegenstand. Ein Omnibus rattert vorüber mit Fremden, die in die Berge nach dem Kloster fahren. Sofort habe ich die Sippschaft der Boule de Suif vor Augen: den Grafen, die Gräfin; sie heißen Hubert de Bréville (wie sollte man diesen Namen vergessen?), M. Carré Lamadon, den Ritter der Ehrenlegion, und so weiter. Sie sitzen beisammen in der Postkutsche und jeder Name ist eine Gestalt und jede Gestalt ist eine Stimme. Ich rieche sogar den Geruch der Würste, die die Nonnen in der Postkutsche verzehren, und sehe ihre Lippen sich bewegen wie in einem Oremus-Wettlauf.

Am Anfang war Maupassant; und dann kam Paris, die Schweiz, die Riviera, auch die Villen am Seineufer, die Kähnlein in der Seine und all die wohlbeleibten Bureauangestellten, die nachmittags im Tram ihre Zeitung lesen, ganz unbesorgt, ob der Frau Gemahlin . . . Ihr kichert? Solltet Ihr etwa errathen haben (o Maupassant!), mit welcher Spielerei die Gemahlin ihre lange liebe Zeit zu vertreiben pflegt? Maupassant: Hunderte, Tausende Menschen, eine Welt bedeutest Du mir. Die Unbekannten sind mir nicht unbekannt, die Fremden nicht mehr fremd, die Straße wimmelt von entlaufenen Maupassantfiguren. Dieser schöne Mann mit der überreifen Frau: ists nicht Bel Ami? Diese komische Engländerin, zusammengedörrt wie eine Zwetschge: Das ist ja Miß Harriett. Auch die netten Zöglinge des Instituts Tellier treffe ich überall. Fernande, die Blondine, Raphaele, die schöne Jüdin, Rosa la rosse, die kleine, runde, dicke, — die drei Holden in der Hut der entgegenkommend höflichen Madame, deren Gesichtsfarbe

in ihrem stets verhängten, geheimnißvollen Zuhause allmählich bleiern geworden ist. Ich kenne Euch so gut, wie man nur seine allerliebsten Jugendsünden kennt.

Wie ist sie schön und bunt und laut, unsere liebe Welt, voll von Fabeln! Wie sind sie mir ans Herz gewachsen, die im Vorübergehen von den Spulen der Erscheinungen die Seidenfäden der Fabeln abwickeln und die Erde umspinnen mit ihrem farbigen Netz! Ihr seid mir lieb; darf ich mich versündigen, zurückblicken und fragen: Was bleibt mir von Euch?

Die Stunden, die ich mit Euch verbracht (die lieben Stunden), die Stunden, da ich mich Eurer erinnere (die guten Stunden): Das bleibt mir. Sonst aber auch nichts. Ich hege zu viel Ehrfurcht vor den großen Werthen des Lebens, als daß ich mich nicht versündigte und sagte: Das ist wenig.

Was flimmert in mir? Schwarze strahlende Augen, ihr Haar weich wie Seide, lind und glatt sich an des Hauptes Formen schließend. Aus dem Stamm der Blide; die träumerische, einsame Bartoline, die zu freien der Weltmann aus der Ferne kam. Der junge Lyhne aus Lönborggaard. Eine Heirath aus Liebe. Doch es stand schlecht um das Ehepaar, als Bartoline ihr erstes Kind zur Welt brachte. Es war ein Knabe und sie nannte ihn Niels. Niels Lyhne, der Held meines Lieblingbuches. Wer ist er? Ihr fragt mich vergebens. Längst hab' ich es vergessen. Was scheren mich Niels Lyhnes Schicksale? Was weiß ich davon? Die Fabel? Hier giebt es keine Fabel. Ich weiß davon gar nichts. Was ich noch weiß und ewig wissen will, was ich nie und nimmer vergessen werde, was in mir gleich Wunderblumen blüht: Das ist keine Fabel. Ich trage Bilder in mir. Den schweren, blonden, röthlich schimmernden Zopf sehe ich. Wie heißt denn das Mädchen? Der Name liegt mir auf der Zunge; ich kriege ihn aber nicht heraus. Doch wie sie immer auch heißen mag: der Zopf, der schwere, blonde Zopf schimmert röthlich am seegrünen Atlaspuff. Da liegt ein Mädchen in einer phantastischen Zigeunermädchentracht; vom Knie ab waren die Beine nackt, allmählich sich rundende Beine. Dann wiederum sitzt sie auf der Treppe, auf der breiten, altmodischen Holztreppe am sonnenreichen Septembernachmittag. Ihr Kleid ist weiß, der Sonnenhut liegt unten am Fuß der Treppe, darüber die überhängenden Zweige der uralten Esche. Und helle Flecke auf Treppen und Stufen, Sonnensprenkel an Sonnensprenkel in hundert Farben. Lächerlich ist es, daß der eckige, schlendernde, schiefe, plumpe Hauslehrer sich heranwagt und mit Edele (Edele heißt sie: nun habe ich ja den Namen! Und der Hauslehrer heißt Bigum) von Liebe zu sprechen erdreistet. Freund Bigum, ich weiß: mir standen die Thränen im Auge, als ich Dein hilfloses Werben las. Und Edele lächelte. Ich „höre“ das Bild.

... Ich sehe einen Frühling, einen schäumenden, närrischen Frühling, eine Blüthenüberschwemmung über Berg und Thal, ein Fest schallender Farben, singender Düfte, die ihre Purpurode dem hohen Himmel entgegenjubeln. Der Genfer See (er ist es doch?) plätschert mit sanften Wellen am Ufer, wo eine alte Frau noch heute sterben soll. Wie schnell ist doch das Licht schwarzer Augen gebrochen! Die Träumerin aus dem Stamm der Blide soll sterben. In mir schluchzt das Bild. Niels Lyhne muß seine Mutter begraben. (Niels Lyhne, Du wirst es hören, so lange Du lebst, dieses böse, knurrende Flämmchen, wenn man den Sarg löthet. Noch ein Blick sei Dir gewährt. Dieser starre, stumme Gegenstand unter dem Glasdeckel war noch gestern Deine Mutter. Noch ein Blick; merke Dir die Falten der Stirn, den

milden Schwung der Lippen, sauge ihre Züge ein mit einem großen, letzten Scheideblick, dann ist es aus ... Und wir sollen unsere Mütter nie mehr sehen, Niels Lyhne!)

Ein Mann schleicht durch die dunklen Gassen mit der Wunde brennender Einsamkeit. Es ist Weihnacht. Er ist so allein. Die Einsamkeit der Muttersöhne ist umschwebt wie von unsichtbaren Küssen, umschwirrt wie von unhörbaren Koseworten; schwer und dumpf und leer und öd ist nur die Einsamkeit der Waisen. Der Mann tritt in ein Restaurant, setzt sich in ein verborgenes Eckchen, kauert hinter einer alten Zeitungbeilage, die Menschen ringsherum beobachtend. Die armen Menschenkinder, die ihre Weihnachtmahlzeit im Gasthof verzehren müssen. Keiner ruft laut nach dem Kellner. Keiner getraut sich, zu läuten, um das Restaurantgepräge so weit wie möglich fernzuhalten. Als ob die Stille etwas Feierliches in sich trüge, als ob Weihnachtkerzen darin schimmerten, die durch ein lautes Wort ausgelöscht werden. Ich lebe das Bild.

Dann verschwindet Alles ins Graue. Ich sehe nichts; ich sehe gar nichts. Der Faden ist verloren. Bis die Gestalt eines Mannes emportaucht. Auf schneeweißen Fluren eilt er, ein Mann in Fries und Thranleder, und bringt einer schönen Frau, die auf Niels, auf den Geliebten, wartet, die Nachricht vom Tode ihres Mannes. Nachher erblicke ich die selbe Frau auf der Glasveranda, der Mond zittert durch zugefrorene Scheiben, die Frau wartet auf ihren Geliebten. Nun höre ich bereits das kalte Geräusch seines Schlittens. Was geschieht nun? Mein Gott! Was soll nun geschehen? Wie sich die Bilder verwirren! Gerda heißt ein junges Mädchen. Niels liebt sie, heirathet sie ... Und dann? Wenn mich nichts täuscht, dann stirbt sie im Wochenbett. Ich stöbere vergebens in meinem Kopf herum. Nichts, nichts, aschgraues Nichts. Nur ein Bett im Lazareth, worin Niels Lyhne stirbt ... Er stirbt den Tod, den schweren Tod. Wie düstere Fackeln der Bahre, so flackert und flimmert das Bild vor mir.

Wer war doch Niels Lyhne? Ein Dichter? Nein. Was will er auf dieser Welt? Woran dachte er? Wovon sprach er? Wer war er? Mein Freund, der Held meines Lieblingbuches? Mein Lieblingbuch, das ich liebe wie meine Geliebte. Mein Lieblingbuch und meine Geliebte, von denen ich nun blos Bilder in der Seele bewahre, die sich in mir dann und wann urplötzlich aufhellen. Nur Bilder. Keine Gedanken, keine Worte. Sie gaben mir Beide das Schönste, das Beste, das Einem geschenkt werden kann: Bilder. Die Träumer des Romans! Ich kenne einen Träumer der Novelle; seit Jahren lese ich jede Zeile, die er niederschreibt. Hunderte Erzählungen. Ich könnte sie nimmer nacherzählen. Aber hier beleuchtet ein matt schimmerndes Gartenlaternchen das zackige Blatt des Kastanienbaumes, dort fällt ein Sonnenstrahl auf das falbe Blumenmuster des Sofas im Zimmer der toten Schauspielerin. Dieses Blatt, dieses Blumenmuster, sie leben ein einziges Leben in mir: ein geisterhaftes. Vielleicht sind sie mir lieber als alle Erzählungen. Ich will den Träumern der Novelle, des bunt vor meinen Augen flimmernden Unfaßbaren, der in Bilder zerrissenen und verklärten Fabel ewige Treue schwören. Aber wenn des Lebens siedendes Eisen zu tief in die Seele sticht ... Wie kann ich mich da an dieser Dämmerung, woraus sich nur Bilder abheben, ergötzen?

Vor drei Jahren am Tag des Jammers. Ich wollte mit schönen Bildern spielen. Bilder sollten wie Seifenblasen vor mir glitzern. Jeder Athemzug eine Pein, die mich daran mahnte, wie betrogen, wie so entsetzlich betrogen ich war.

Pfui! Welch ein gewöhnliches Abenteuer! Wie hätte mir Niels Lyhne zum Trost werden können? Da griff ich (nicht nach der Bibel, nein) nach Manon Lescaut. Das sind Bücher, in die man seine Schmerzen hineinliest, in denen man sich austobt, ausjammert, ausschluchzt. Dann stürzt die Zeit auf uns und reißt Einem die Schicksale des edlen Ritters des Grieux aus dem Gedächtniß. Und in meiner Seele deutet nun auf die Stelle; wo in mir die Geschichte des Ritters und der kleinen gefährlichen Manon entschwand, nur noch eine geheilte Wunde. Was ein Roman war, ist jetzt zur Narbe geworden. Und so giebt es manche Spuren in der Seele, die alle einst Bücher waren.

Eine Lust fühle ich, tief zu athmen, wie in den ersten Märztagen, wo der Frühling mich im lauen, erdduftigen Wind zuallererst durchschauert, wo etwas flaumig Weiches meine Brust erfüllt. Vor den Augen zittert es wie Sonnenstrahlen auf sacht kräuselnder Wasserfläche. Was ists? Da zieht der Heinrich mit der grünen Joppe durch meine Seele. Keine Fabel, kein Bild, kein Gedanke, keine Gestalt, gar nichts; nur eine Wärme, nur die warme Erinnerung glücklicher Stunden, wo mir kein Tag war und keine Nacht, nur ein Buch, nur ein einziges Buch. Dein Buch, Du mürrischer, schelmischer, spießig ehrlicher und verschmitzt verlogener, Du schwer dahinschlendernder Kaliban, Du duftig leicht darüber schwebender Ariel, Du heiliger und, ach, so profaner Meister Gottfried von Zürich! Du bist ein Abgrund von Wahrheit und Phantasterei, von keuschem Geschmack und barbarisch tölpelhafter Abgeschmacktheit. Du bist ein Abgrund ... Wie sagte Mira? „Ein Abgrund bist Du, aber Das ist nett.“

Damit wollte sie mir gewiß nur sagen, wie sehr sie mich liebt. Das war gewiß ein Geständniß. Auf dem Teller präsentirte sie mir dabei einen halben Apfel. Kann man Liebe offener gestehen? Ich hätte doch nicht weiter von Gott reden, nicht so hungrig in den Apfel beißen sollen, sondern von Liebe sprechen müssen. Hätte ich von Liebe gesprochen, so wäre ich heute vielleicht schon ihr Bräutigam. Statt hier zu schreiben, wühlten meine Hände im Ausstattungladen unter Hemdchen und Röckchen für Mira oder wir gingen auf die Wohnungsuche aus. Leere Räume würden wir betreten in naßkalten, halbfertigen Häusern oder wir untersuchten in alten Miethgebäuden ganz müdbewohnte, verstaubte Stuben, die nach fremden Leuten duften, und würden auf den Herd der Anderen zeigen und sagen: Hier wird auch unser tägliches Brot auf dem Herd sieden und hier sei auch unsere Stätte des Glückes.

Eine heilige, einzige große Erfahrung wäre mir Das. Die Wahrheit käme mir entgegen. Zum ersten Mal im Leben. Die erdenschwere Wahrheit. Bin ich schon gefestigt genug, um die Wahrheit nicht als Enttäuschung zu empfinden? Ich fürchte: Kaum. Ist Das noch Jugend? Ich bin dem Leben nicht mehr fremd! Die Hälfte des Lebens vergeht damit, daß man sich für das Leben rüstet, und die andere Hälfte erlebt man vielleicht gar nicht. Wie gut weiß ich Das; und doch: ein Restchen Bitterniß fühle ich im schönsten Erleben. Reine Erlebnisse, restlose ... wo nehme ich sie her? Doch mich dünkt, ich kenne auch Das? Was ist das Volle, Ganze, Restlose, das in mir strahlt? Sind es Erlebnisse, sind es Bücher? Hat mich Mira geküßt, hat mir Goethe vom Leben gesprochen?

Ich war ein Kind, niedergebeugt vom Joch der Pflichten. Ein armer Wicht war ich, der nichts vom Werth des Tages wußte. Irren, Fehlgehen erfüllte mich

mit Reue. Dann kam Goethe. Und ein Sklave ward zum freien Mann. Von nun ab wußte ich: bewußtes Handeln und zielloses Suchen, erreichbares Greifen oder unerreichbares Wollen, Alles löst sich im Leben auf. Die Tage, die vielen Tage hätten mich mürb gemacht, ehe ich mir diese Erkenntniß selbst errungen. Es giebt Bücher, die keine Bücher sind, sondern Erfahrungen. Jahre schenken sie Dir, Wonnen häufen sie vor Dir auf und Empörungen. Es giebt Bücher, die keine Bücher sind, sondern Welten, aus denen der Athem eines Riesen weht; es giebt Bücher, die keine Bücher sind, aber Deine Eltern, Deine Geliebte, Deine Schwester, Dein Freund und, was noch menschlicher, theurer, größer ist auf Erden: Deine Feinde sind sie. Sie sind auch der Winter mit den Eiszapfen am Gitter Deines Erkers, das Geranke wilder Reben an der Mauer Deines Hauses, die Schwangerschaft sind sie Deiner Frau, die Bahre Deiner Liebsten, die Thräne Deiner Mutter, die Wiege und die unbeholfen zappelnden Hände Deines Kindes, sie sind Dein Willkommensgruß und der Sonnenstrahl, der durch Dein Fenster schimmernd auf die blanken Teller des gedeckten Tisches fällt, Dein Abschied sind sie und die Schritte, die Du nachts, im Bett wachend, weit, weit verhallen hörst, Dein pochendes Herz und Deine Uhr sind sie; dann sind sie auch Dein Mittagbrot und Dein Abendmahl, ein Glas frischer, weißer, schäumender Milch sind sie, die Dir nach langem Wandern auf sonnigen Straßen die Bauerndirne entgegenreicht (es riecht gut nach Heu und Kuhstall, ihre Aermel sind aufgestülpt, die rothen Arme bloß, eine wilde Lust packt Dich, sie urplötzlich zu umhalsen, zu umarmen); Bücher giebt es, die sind wie große Reisen am Meer bis an den Kreis, wo der Himmel hineinblaut, und noch weiter, wo der hohe Schiffsmast langsam hinuntersinkt, Bücher, die heilig sind, schimmernd und schön, die in sich Alles fassen und ausdrücken, wie die Stimme meiner Mira, wie die Hände der Eleonore Duse . . . Solche Bücher giebt es. Es giebt solche Bücher, zwei, drei, vielleicht vier: Dichtung und Wahrheit, Wilhelm Meister, Éducation sentimentale ... Welches ist denn das vierte? Es giebt kein viertes. Diese Bücher übersieht man während des Lesens nicht, man zwingt sich überhaupt zum Lesen, oft liegen sie Wochen lang unberührt, dann greift man nach ihnen und legt sie nach einigen gelesenen Seiten ermüdet wieder hin; erst nach Monaten sind sie ausgelesen. Man verspürt eine große Erleichterung. Dann erst, wenn wiederum Wochen und Monate verstrichen sind, fühlst Du, wie es im Kopf rumort, in der Seele kocht, im Herzen pocht. Du merkst, wie Du ein Anderer geworden bist. Ich weiß noch, als ich Rouge et Noir las (ich glaube beinahe, Das ist das vierte Buch): zögernd folgten meine Augen den Buchstaben. Oft ergriff mich ein Ekel. Mir war, als brächte ich es nicht fertig. Als ichs doch ausgelesen hatte, war ich, wie nach einer langen, öden Reise, gänzlich erschöpft. Aber von jener Stunde an merke ich jeden Tag, daß ich das Buch gelesen habe. Sobald ich mich davon entferne, komme ich ihm immer näher. Wenn Einer sich ereifert für Ideen, die ich nicht theile, — ich kann zusehen und denken: Ist doch der Eifer schön! Wenn ich sehe, wie eine Leidenschaft rasend um sich greift (gleichviel, ob in mir, ob in einem Anderen), — ich bin neugierig und stark genug, um zu sagen: Ist doch nichts Schöneres als eine starke Leidenschaft. Einst (ich glaube, ich muß ganz jung gewesen sein) schrieb ich Artikel, ganz gemeine Zeitungartikel, sogar ein Buch, um Menschen aufzuklären, Vorurtheile zu bekämpfen, die Welt zu verbessern. Wie ein Feminist, wie ein Sozialist, wie ein Charlatan, wie ein

Volksredner, wie ein Pädagoge, wie ein Prophet, wie ein Stammtischredner. Heute kann ich zusehen. Ich habe ja Stendhal gelesen. Und wenn ich etwas ruhiger in die Welt blicke, wenn ich diese Bitterniß der Erfahrung minder verspüre oder gar beschaue, betaste, genieße, wenn ich nun weiß, daß selbst Momente höchsten Genusses keine volle Hingabe bedeuten, und wenn ich über den starren Rest meiner selbst nun lächeln kann, statt zu weinen, Alles sagt mir: Ich habe Stendhal gelesen.

Vier Bücher waren meine Erzieher. Doch es giebt Schriftsteller, die ihren Lebensinhalt nicht in ein einziges Buch fassen konnten. Soll ich wieder Goethe nennen? Wieder Shakespeare? Ach, die großen Kategorienzersprenger, die überall hineinpassen und von überall hinausragen, ich will über sie schweigen. Man soll mit reinen Typen arbeiten, wenn man beweisen will. Ich nenne: Balzac, Dostojewskij, Tolstoi. Mein Mikrokosmus (ich schäme mich, daß ich ein so garstiges Wort gebrauchen muß) ist ihrer voll. Ich kann Euch vorzeigen, was ich dem Einen, was ich dem Anderen verdanke. Einen Blick auf Elend oder einen Blick auf Pracht, das Geschenk eines Schauers, oft nur eine Sehnsucht. Ich fühle mit diesen Fremden, durch sie, in sie, sie halten mich fest, sie sind meine Stützen. Mit diesen Stützen traue ich mir zu, unter Menschen zu wandeln. Was wäre ich ohne sie? Vielleicht hätte sich in mir von selbst Etwas entwickelt? Ein Glaube, ein Wahn ein Wille? Vielleicht?

So aber ist es gekommen, daß meine Seele mit geöffneten Armen zum Umfangen der Welt sich aufthat. Verschlungene Bücher, umschlungene Welt. Soll ichs bereuen? Wer hat denn die Reue soeben abgeschworen? Im Namen Goethes für ewig abgeschworen.

Irrthum wird doch Leben.

Mein Leben, mein Leben, liebe Mira, welches ich mit all den Schätzen, die sich in mir aufgesammelt, so gern Dir schenken würde. Willst Du mit meinen Schätzen spielen? Geborgten, geraubten, aber gar fein geschliffenen, glitzernden Schätzen? Willst Du sie alle haben, Mira, mein Kind? Dir habe ich sie geraubt; sie gehören Dir. Willst Du spielen? . . .

Budapest. Dr. Ludwig Hatvany.

Strike?

Im Bericht der Handelskammer für Essen fand ich den Satz: „Zweifelhaft erscheint es, ob die Steigerung des Absatzes (im Ruhrkohlenbezirk) der letzten Monate ausschließlich auf die Zunahme des Verbrauches oder nicht zum Theil darauf zurückzuführen ist, daß die Verbraucher sich wegen der umlaufenden Gerüchte über drohende Arbeiterausstände zur Ansammlung größerer Vorräthe veranlaßt sahen.“ Daß von einem Strike der 300 000 rheinisch-westfälischen Bergleute geredet werde, wüßten wir; auch die Handelskammer spricht nun davon. Seit den Ausstandstagen des Jahres 1905 ists im deutschen Westen nie ganz ruhig geworden. Die Zechenleute sind der Grenze des Bezirkes nah, aus dem kein Wanderer je wiederkehrte. Wenn sie aus dem Tageslicht in die Nacht hinuntersteigen, müssen sie stets mit der Möglichkeit rechnen, daß sie die Sonne zum letzten Mal sahen. So ist die Psyche des Arbeiters „unter Tag“ anders geworden als die Seele

des Fabrikarbeiters. Der Zechenmann ist meist ein schweigsamer Melancholiker; der Fabrikarbeiter liebt geräuschvolles Treiben und verräth oft ein cholerisches Temperament. Wer gerecht urtheilt, muß begreifen, daß der unter die Erde gebannte Bergmann das Kapital hassen lernt, das ihn vom Licht ausschließt. Jedes Unglück, das im Reich Plutos vorkommt, läßt neue Forderungen entstehen. Natürlich: jedes erweist ja von Neuem, in welcher Gefahr der Bergmann lebt. Und leider hats in den letzten Jahren nicht an schweren Grubenkatastrophen gefehlt. Radbod, Trier, Charleroi, Pennsylvanien: kein Montanland blieb von Angriffen der Berggeister verschont; und jede Kohlengasexplosion wirbelte eine riesige Wolke von Klagen, Beschwerden, Reformvorschlägen und Forderungen auf. Der Bergmann hört nur von „Profitgier" und „Ausbeuterdividenden". Von dem Wachsthum des Betriebskapitals, von der Schmälerung der Rente, von dem Verschwinden guter Chancen weiß er nichts. Er glaubt, die Dividende wachse von Jahr zu Jahr; warum also wird nicht auch der Lohn immer höher? Viele Aktionäre, alle Montanspekulanten verkennen ja auch die Bedeutung eines richtigen Verhältnisses der Dividende zum Status des ganzen Unternehmens. Man sollte deshalb nicht nur den Arbeitern Kurzsichtigkeit vorwerfen.

Wird das Frühjahr den Strike bringen? Die Vertrauensmänner des Alten Bergarbeiterverbandes im Ruhrrevier haben beschlossen, die Organisation zum Kampf gegen die Werkbesitzer finanziell zu kräftigen und dafür zu sorgen, daß keine Ueberschichten mehr gemacht werden, damit sich die Kohlenlager leeren. Die Bergknappen sollen sich rüsten, um der Phalanx der Bergherren eine eben so starke Schlachtreihe entgegenstellen zu können. Solcher Ruf tönte schon oft von den Verbandstagen ins Land; zum Kriege kams dennoch nicht. Jetzt aber stachelt die Einführung des obligatorischen Arbeitnachweises und die ansteigende Konjunktur. Die Bergleute hören, daß die Aufträge sich häufen, daß der Abruf zunimmt, und fordern deshalb höhere Löhne. Daß die meisten Montangesellschaften in unbequemer Lage sind, daß manches große Unternehmen sich nicht einmal auf dem gesunkenen Niveau zu halten vermag, wissen die Bergleute nicht; wollens auch nicht wissen. Die Harpener Bergbaugesellschaft wird, zum Beispiel, vielleicht genöthigt sein, die Dividende von 8 Prozent (im Vorjahr warens 11) noch mehr zu kürzen. Das erste Quartal des neuen Geschäftsjahres ergab 600 000 Mark weniger, als man erwarten durfte. Die Gelsenkirchener Gesellschaft wird für 1909 höchstens wieder 9 Prozent (nach 12 Prozent für 1907) vertheilen. Hibernia schloß mit einem Minus von 4 Prozent das Jahr 1908 ab. Den Bergwerkgesellschaften ists gegangen wie Häusern, denen man ein paar Stockwerke aufgesetzt hat, während ein Theil der unteren Wohnungen leer geworden ist. Mehr Betriebskapital, weniger Dividende. Wie ists nun mit den Löhnen? Im Oberbergamtsbezirk Dortmund leben 327 000 Arbeiter; 1908 warens 323 000, 1907 292 000. Der reine Durchschnittslohn (nach Abzug aller Arbeitkosten, der Knappschaft- und Invalidenversicherungbeiträge) betrug in den ersten drei Vierteljahren 4,49 Mark. Der Jahresdurchschnitt wird 4,50 Mark sein. Das sind 32 Pfennige weniger als 1908, 37 Pfennige weniger als 1907, aber 13 Pfennige mehr als 1906. Im Jahr 1908, also in einer Periode nachlassender Gewinne, hatten 70 Prozent der Belegschaft einen täglichen Arbeitverdienst von 5 Mark. Von ungerechter Benachtheiligung der Arbeiter konnte da also nicht die Rede sein. Die deutsche Montanindustrie hat ihre fettesten Jahre hinter sich. Die

wachsende Last der Unkosten wird fühlbar. Das lehrten die Ziffern, die Emil Kirdorf den Hanseaten im Cirkus Schumann vors Auge stellte. Im Wettbewerb auf dem Weltmarkt siegt der billigste Preis; und dem fremden Eindringling kann nur eine konkurrenzfähige Industrie wehren. Der Zechenbesitzer fragt nicht ohne Grund, ob man ihn etwa zwingen wolle, künftig nur für den Arbeiter zu wirthschaften.

Die Arbeiter klagen über die Geringschätzung, mit der ihre Vertretungen von den Produzentenverbänden behandelt werden. Das „System Kirdorf" ist der Gegenstand ihres grimmigsten Hasses. Emil Kirdorf ist eine starke Persönlichkeit, die mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen geblieben ist. Ein Könner, dem Niemand die Autorität bestreiten wird. Wenn Kirdorf den Arbeitern nicht volle Parität zugesteht, wird er seine Gründe haben. Jetzt wird um den Arbeitnachweis gekämpft. Die Centralstelle für den Arbeitnachweis ist nicht von den Arbeiterverbänden, sondern von den Zechenbesitzern geschaffen worden. Die Stelle kann dem Arbeiter Brot geben; kann ihm aber auch sagen, daß für ihn nichts da sei. Die Bergwerke wollen nur noch Arbeiter nehmen, die dem Nachweisbureau „tauglich" scheinen. Die Bergherren wollen sich gegen die Macht der Arbeiterverbände wehren und versprechen den Wohlgesinnten eine Prämie. Die Arbeit wird an die ruhigen Bürger vergeben. Lärmmacher und Störenfriede werden ausgeschlossen. Kein Wunder, daß die Arbeiter erbittert sind. Ließen sich ökonomische Fragen mit Sentiments abthun, so wäre die Sympathie den „Lohnsklaven" sicher, denen ja heute Niemand mehr die Menschenrechte abstreitet. Hier aber handelt sichs um nüchterne Geschäftspolitik. Die Bergleute haben manchen Grund zur Beschwerde. Wurmkrankheit, Wagennullen, mangelhafte Sicherheitvorrichtungen: auch das Bergrevier ist nicht die beste aller Welten. Und die Regirung hat ja mehr als einmal anerkannt, daß nicht jede Arbeiterklage grundlos ist. Für Humanität und Hygiene kann nicht zu viel gethan werden. Der Nachweis unzureichender Entlohnung ist aber den Arbeitern bisher noch nicht gelungen. Der Schichtlohn im Oberbergamtsbezirk Dortmund war 1908 um eine Mark höher als 1902; um so viel (fast 30 Prozent) hat die Lebenshaltung sich nicht vertheuert. Die Bergherren sehen keinen glatten Weg vor sich und suchen wegräumbare Hindernisse aus der Bahn zu schaffen. Der neue Arbeitnachweis mag Manches zu wünschen übrig lassen; ist aber die einfache Konsequenz des Verhältnisses zwischen Zechen und Arbeitern. Verbände hier, Verbände dort. Der finanziell Stärkere, denkt man, muß schließlich siegen.

Der Strike von 1905 hat auf die Arbeiter nicht minder lange lästig nachgewirkt als auf die Unternehmer. Die Kosten gingen in die Millionen und belasteten beide Parteien. Die Arbeiterverbände mußten ihre Mittel, die Gesellschaften ihre Einnahmen schmälern. Ein Strike im Ruhrrevier könnte den Arbeitern nur Erfolg bringen, wenn die Vorräthe ziemlich erschöpft und die Auftragszahlen hoch wären. Einstweilen sind die Lager noch voll. Die Arbeiter wollen den Kriegsschatz mehren und durch das Sträuben gegen Ueberschichten die Nachfüllung der Lager hindern: um sich eine günstige Konjunktur zu schaffen. Daß die Versorgung mit ausländischer Kohle nicht unbedingt sicher ist, haben die Erfahrungen des Ausstandes von 1905 gelehrt. Und die Einfuhr englischer Kohle muß die deutschen Zechenbesitzer beunruhigen, wenn sie auch durch Verstärkung der Ausfuhr nach England einen Ausgleich für die Invasion des britischen Materials zu schaffen suchen. Der Import englischer Kohle hat im vergangenen Jahr, trotz dem Rückgang des Verbrauches,

zugenommen; von Januar bis Oktober 1909 waren 5,30 Millionen Tonnen (gegen 4,78 im Jahr 1908). Da in Northumberland und Durham 60 000 Bergleute strikten, die Hälfte aller Gruben Nordenglands außer Betrieb und die Verschiffung gänzlich eingestellt ist, wäre eine vermehrte Einfuhr schottischer Kohle nicht zu fürchten, wenn die Knappen Albions mit der deutschen Armee gemeinsame Sache machten. Sonst könnten wir erleben, daß die englischen Grubenbesitzer nachgeben, um die Arbeiter zu beruhigen und auf dem deutschen Markt Geld zu verdienen. Das Beispiel der englischen Bergleute, die um den Achtstundentag kämpfen, kann die deutsche Bewegung beschleunigen. Sir Christopher Furneß, der bekannte englische Schiffbauer, hat als bestes Mittel zur Heilung der industriellen Krankheiten Englands und zur Kräftigung der Industrie im Wettbewerb mit den „Giganten des Geistes, der Tüchtigkeit und des Wagemuthes: Deutschland und Amerika" die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn empfohlen. Die deutschen Bergherren müssen mit der englischen Entwickelung rechnen und die Arbeiter dürfen nicht vergessen, daß für sie Alles von der Konjunkturgestaltung abhängt. Die verbürgt ihnen einstweilen aber noch keinen Sieg.

Ladon.

Das Waarenhausgespenst.

(Aus dem Brief eines Bankleiters.

Der Nothschrei, der am achten Januar in der „Zukunft" erschollen ist, scheint mir, mehr als alle Reklamen der großen Waarenhäuser, geeignet, dem „Waarenhausunwesen" neue Anhänger zu werben. Wenn auch uns Deutschen vielleicht nicht mit Unrecht nachgesagt wird, daß wir uns aus dem immer schärfer werdenden Kampf ums Dasein noch mehr Sentimentalität gerettet haben als die meisten übrigen Nationen, so darf doch der Einsender des Artikels nicht voraussetzen, daß ein Appell an die Gutmüthigkeit seiner Landsleute für den angeblich „hilflos zu Grunde gehenden Handwerker- und kaufmännischen Mittelstand" von irgendwelchem praktischen Erfolg sein wird; um so weniger, als der Einsender, ohne es zu wollen, eigentlich einen Lobeshymnus auf die großen Waarenhäuser anstimmt. „Für das Publikum ist der Einkauf im Waarenhaus bequem; er bringt Vortheile, die der einzelne Geschäftsmann nicht bieten kann. Das Waarenhaus schickt dem Publikum selbst die kleinsten und billigsten Sachen frei ins Haus. Der Umtausch im Waarenhaus ist bequemer als in anderen Detailgeschäften. Trotz dem riesigen Spesenetat sind die Verkaufspreise der Waarenhäuser eher noch etwas niedriger (keinesfalls höher) als in den kleineren und mittleren Detailgeschäften. Besonders den Frauen bietet der Waarenhausbetrieb kleine Bequemlichkeiten."

Neben diesen giebt es aber noch andere wichtige Faktoren; ich will einige aufzählen. Die große Auswahl. Das unaufdringliche, in der Natur des Riesenbetriebes begründete Verhalten der Verkäufer, das (besonders den Frauen) möglich macht, ohne die geringste Empfindung eines Kaufzwanges eine große Menge von Waaren zu besichtigen. Die notorische, für fast jeden Artikel nachzuweisende Preiswürdigkeit (der Spesenetat eines großen Waarenhauses, auf jede einzelne Waarenabtheilung repartirt, ist relativ immerhin noch wesentlich geringer als der

eines selbständigen Detailgeschäftes). Die Annehmlichkeit, besonders an Regentagen, in Städten mit größeren Entfernungen, alle Einkäufe an einer Stelle erledigen zu können. Der Aufenthalt in behaglich eingerichteten Erfrischungräumen.

Last not least die Gelegenheitkäufe, die in solcher Mannichfaltigkeit nur in den vielgestaltigen Abtheilungen eines großen Waarenhauses geboten werden können. Jeder Fabrikant, der aus diesem oder jenem Grund mit einem Artikel räumen oder zu hoch angeschwollene Lagerbestände vermindern möchte, tritt mit solchen Angeboten stets zuerst an die großen Waarenhäuser heran, weil er aus Erfahrung weiß, daß er da immer und für jedes Quantum Abnehmer findet, wenn er sich entschließt, in den Preisen entsprechende Zugeständnisse zu machen.

Seit Jahren habe ich die Waarenhausentwickelung in Deutschland mit um so lebhafterem Interesse verfolgt, als ich während meines langjährigen Aufenthaltes im Ausland Gelegenheit hatte, die Riesenbetriebe in Paris, London, New York kennen zu lernen. Ich stimme deshalb ganz mit Hardens Nachschrift zu dem Artikel überein und halte es für verfehlt, durch Wehklagen und Appelliren an das Mitleid und die Gutmüthigkeit des kaufenden Publikums eine Entwickelung aufhalten zu wollen, die in der ganzen modernen Volkswirthschaft und Lebensführung begründet ist und die, genau wie in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten, auch in Deutschland, trotz den schweren Lasten, die der Gesetzgeber den Waarenhäusern aufgebürdet hat, ihren natürlichen Lauf nehmen wird.

Recht ähnlich scheint mir diese Entwickelung übrigens der Umgestaltung unseres modernen Hotelwesens zu sein. So manche Nachtheile auch diesen „großen Karawansereien" nachgesagt werden: nur Wenige möchten in großen Städten auf die fast allgemein schon zur Gewohnheit gewordenen Annehmlichkeiten eines modernen Hotels verzichten. Wenn sich die Besitzer kleinerer Gasthöfe zu einem Nothschrei vereinigten und allen Fremden in die Ohren riefen: „Verzichtet auf die Bequemlichkeiten eines modernen Hotels, wohnt, wie früher, in kleinen Gasthöfen, da wir sonst hilflos zu Grunde gehen müssen": ich glaube, selbst der Einsender des Artikels über die Waarenhausgefahr würde den Jammerruf überhören und ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Hotel vorziehen.

Gewiß ist durch die großen Waarenhäuser den kleinen Detailgeschäften eine scharfe Konkurrenz erwachsen; doch sie ist nicht größer als auf den meisten anderen Gebieten auch und bewirkt, daß von jedem Einzelnen größere Leistungen verlangt werden, wenn er seinen Platz behaupten will, den er vor einem Menschenalter in Behaglichkeit und Bequemlichkeit, ohne intensive Hingabe aller geistigen und körperlichen Kräfte, behaupten konnte. Meiner Ansicht nach ist für den (tüchtigen) Mittelstand noch Platz genug; und für die Thatsache, daß gut geführte Spezialgeschäfte, dank besonderen Leistungen, überall im Deutschen Reich noch floriren und, trotz erhöhten Ansprüche an die eigene Lebensführung, jährlich ansehnliche Ueberschüsse liefern, giebt es mehr Beweise als für die Behauptung, daß der Mittelstand hilflos zu Grunde gehen müsse. Die Jagd der Großen nach Ausdehnung bringt freilich manchen Kleineren auf die Strecke, aber (wie ich in meiner Praxis zu beobachten Gelegenheit hatte) meist Leute, die ihre eigene Tüchtigkeit und Fähigkeit oder ihr finanzielles Rückgrat überschätzt haben. Viel zu oft wagen sich Verkäufer, Reisende, Angestellte aller Art, wenn sie im Großbetrieb einige Erfahrungen und einige Ersparnisse gesammelt haben, ohne genügende Vorbereitung in selbständige Geschäftsthätigkeit. Mit zehn- oder zwanzigtausend Mark wird solche „eigene Existenz" be-

gründet und zunächst in „bester Lage“ ein elegant ausgestattetes Lokal gemiethet, dessen Jahresmiethe allein schon den größten Theil der Ersparnisse auffrißt. Unter der Bürgschaft von Verwandten oder Freunden werden dann Kredite bei Fabrikanten und Grossisten erlangt. Solche Geschäfte verschwinden, trotz allem Fleiß der Inhaber, oft schon nach kurzer Zeit wieder von der Bildfläche und werden noch im Verschwinden wieder anderen, ähnlichen Geschäften durch die „Ausverkäufe“ hinderlich. Fabrikanten und Engroshändler, die bei solchen Firmen Verluste erleiden, sind dann geneigt, über die erdrückende Konkurrenz der Waarenhäuser zu klagen, und vergessen, daß sie selbst durch zu große Freigiebigkeit in der Kreditgewährung den Zusammenbruch solcher Detailgeschäfte mitverschuldet haben.

Zu bedenken bleibt auch, wie vielen Angestellten in den großen Waarenhäusern ein sicheres und gutes Unterkommen geboten wird. Die Zahl der Einkäufer, Disponenten, Rayonchefs ist ungemein groß und die Gehälter, die tüchtigen Fachleuten in solchen Stellungen gern gewährt werden, steigen bis zu stattlicher Höhe. Wenn die Inhaber solcher Posten sich auch in eine straffe Organisation einzufügen haben, so bieten diese Posten intelligenten Leuten doch reichliche Gelegenheit zur Bethätigung eigener Initiative; und daneben ein Einkommen, welches das Netto-Einkommen vieler selbständigen Ladenbesitzer übersteigt.

Auch auf dem Gebiet des Bankwesens hat im letzten Jahrzehnt die Expansion der Großen manche Kleinere verdrängt. Viele Privatbankiers haben, freiwillig oder unfreiwillig, ihre Geschäfte aufgegeben oder sie in der Form von Filialen den Riesenbetrieben der Großbanken angliedern lassen. Hat diese Entwickelung dem Handel, der Industrie geschadet? Ich bin der Ansicht, daß die Machtentfaltung der Großbanken und die ihnen hierdurch ermöglichte weitgehende Unterstützung der Industrie zu dem außerordentlichen industriellen Aufschwung in erheblichem Maß mitgewirkt hat, dessen sich Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt erfreuen darf. Eben so wird die unvermeidliche Ausdehnung der großen Waarenhäuser, auch wenn manches kleine Detailgeschäft dabei erliegt, dem Handel und der Industrie im Allgemeinen auf die Dauer nur Nutzen bringen. Ich glaube, daß schon heute viele Fabrikanten für den möglichst gleichmäßigen Absatz ihrer Waaren auf die großen Abflußkanäle der Waarenhäuser nicht verzichten möchten oder könnten. Manche Fabrikanten, die Marken-Artikel herstellen und sich aus Rücksicht auf ihre übrige Kundschaft Jahre lang gegen den Verkauf dieser Marken-Artikel an Waarenhäuser gesträubt hatten, haben ihr Verhalten, als unzeitgemäß, geändert, weil sie eher auf einige kleinere Detaillisten verzichten können als auf die potenten, immer aufnahmefähigen Abnehmer, die großen, von der Gunst des Publikums getragenen und deshalb weiterer Ausdehnung fähigen Waarenhäuser.

Während in England und Frankreich die Mehrzahl dieser Unternehmungen schon seit Jahren die Form der Aktiengesellschaft angenommen hat und seitdem nicht nur von der Gunst der Käufer, sondern auch von der Gunst des Kapitalistenpublikums gefördert wird, ist diese Entwickelung in Deutschland noch im Anfangsstadium. Doch auch wir werden bald Waarenhausaktien in großen Posten an der Börse sehen. Wie weit wirs schon gebracht haben, beweist die Thatsache, daß, während früher deutsche Fachleute die Einrichtung der großen magasins in Paris oder der großen stores in London, New York, Chicago zu studiren pflegten, jetzt fremde Geschäftsleute nach Deutschland kommen, um unsere Waarenhäuser aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Und die Klügsten finden bei uns noch was abzugucken.

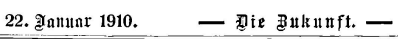
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*


JASMATZI
ELMAS
CIGARETTEN
m. Gold- u. Hohlmundstück.
QUALITÄT IN HÖCHSTER VOLLENDUNG
No 3 4 5
Preis: 3 4 5 Pfg. das Stück
in eleganter Blechpackung.

Literarische Anzeigen.

Literarische Anzeigen.





zeichnet sich dadurch vor allen deutschen Geschichten aus, daß sie die einzige von einem Autor allein verfaßte große Deutsche Geschichte ist, die fertig geworden ist, und daß sie nicht bloß die politische Geschichte oder allenfalls noch die Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte, sondern auch die Kunst-, Literatur-, Musik-, Religions- und Weltanschauungsgeschichte mitumfaßt: mithin gleichsam eine Bibliothek von Spezialwerken über diese besonderen Entwicklungszweige ersetzt. Dabei sind die einzelnen Teile und Richtungen der nationalen Entwicklung auf allen ihren Gebieten und für alle Zeitalter nicht mechanisch nebeneinandergestellt, sondern innerlich organisch miteinander verbunden, indem sie für jedes große Zeitalter unter gemeinsame Gesichtspunkte gebracht sind. Und hieraus ergibt sich dann eine Darstellung des Ablaufes der deutschen Geschichte, in welcher ein großes Zeitalter allgemeiner Kulturzusammenhänge das andere in der Art ablöst, daß die allmähliche Steigerung der Kulturhöhe im Laufe der Jahrhunderte deutlich zutage tritt.

Die Anordnung der Erzählung im einzelnen ist dabei so getroffen, daß die älteren Zeitalter kürzer behandelt sind; die Urzeit umfaßt nur einen und das halbe Jahrtausend des Mittelalters nur drei Bände. Darauf, vom Reformationszeitalter ab, wird die Erzählung breiter; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und zum Ausgange der absoluten Monarchie umfaßt sie die etwa drei Jahrhunderte, die diesen Zeitraum bezeichnen, ebenfalls in drei Bänden. Die neueste Zeit dann, vom Ausgange des 18. Jahrhunderts bis etwa 1870, ist, wiederum noch eingehender, in vier Bänden behandelt. Die jüngste Vergangenheit endlich, von etwa 1870 ab

bis zur Gegenwart, ist in einigen Ergänzungsbänden ganz ausführlich dargestellt. So ist als Ganzes ein Werk entstanden, das auch in Rücksicht auf die Zeit, welche die Gegenwart der für jede tiefere Lebensführung unerläßlichen Kenntnisnahme der Vergangenheit widmen kann, so wohlangeordnet ist, wie sonst keine der Deutschen Geschichten.

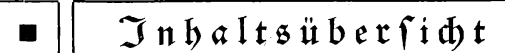
Über die wissenschaftliche Bedeutung und die künstlerische Form des Werkes ist weiter kein Wort zu verlieren. Schon längst haben zahlreiche Einzelabschnitte aus ihm Aufnahme in weitverbreitete Sammelwerke künstlerischer deutscher Prosa, Chrestomathien deutschen Stiles und dergleichen gefunden. Wissenschaftlich aber ist das Werk, nach einer Periode harter und aufregender Kämpfe um die Prinzipien, nach denen es verfaßt ist, zu einem Ausgangspunkte der neuesten Entwicklung der Geschichtswissenschaft und Geschichtschreibung nicht nur in Deutschland, sondern auch in wichtigen Ländern jenseits unserer Grenzen geworden.



Das Werk zerfällt in ein Hauptwerk, das die gesamte Entwicklung bis zum Jahre 1870 hinab vorträgt, und in ein Ergänzungswerk, das die zeitgenössische Entfaltung seit 1870 vom Standpunkte der Gegenwart aus behandelt.

Das Ergänzungswerk ist durchaus selbständig gehalten und kann, wie übrigens auch jeder Band des Hauptwerkes, für sich bezogen werden. Als Ganzes bietet es eine gedrungene Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart.





Inhaltsübersicht

A. Hauptwerk.

I. Abteilung: Urzeit und Mittelalter.

Erster Band.

Der ganzen Reihe I. Band.

Vierte Auflage.

Zweiter Band.

Der ganzen Reihe II. Band.

Vierte Auflage.

Dritter Band.

Der ganzen Reihe III. Band.

Dritte Auflage.

Achtes Buch.

I. Städte und Bürgertum zur Stauferzeit.
II. Wandlungen der ländlichen Zustände vom 10. zum 12. Jahrhundert. Anfänge territorialer Entwicklung.
III. Politische Wirkungen der veränderten gesellschaftlichen Schichtung.

Neuntes Buch.

I. Aufschwung des Königtums unter den Staufern, erneutes Streben nach universaler Gewalt; 1152—1197.
II. Entwicklung und Wesen der ritterlichen Gesellschaft.
III. Geistige Kultur der Stauferzeit.
IV. Zerfall des Reiches.

Zehntes Buch.

I. Sonderbildungen des deutschen Wesens in Flandern und Holland vom 10. zum 13. Jahrhundert.
II. Kolonisation der Lande zwischen Elbe und Oder.
III. Deutsche Erfolge im Südosten sowie im Nordosten rechts der Oder. Schicksale der Kolonisation bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts.

Vierter Band.

Der ganzen Reihe IV. Band.

Dritte Auflage.

Elftes Buch.

I. Wiederherstellung des nationalen Königtums.
II. Letzte große Kämpfe zwischen Papsttum u. Kaisertum; goldene Bulle.
III. Sonderbildungen an den Grenzen des Reiches.

Zwölftes Buch.

I. Soziale und politische Entwicklung des Bürgertums bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.
II. Städtisches Dasein und bürgerliche Gesellschaft.
III. Nationales Geistesleben vom 13. zum 15. Jahrhundert.
IV. Fürsten und Territorien im späteren Mittelalter.

Dreizehntes Buch.

I. Das Königtum und die Kämpfe zwischen Fürsten, Adel und Städten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.
II. Konziliare Bewegung; Wiener Konkordat vom Jahre 1448.
III. Verfall des deutschen Einflusses nach außen, Ruin der alten Verfassungsmächte im Innern.

II. Abteilung: Neuere Zeit.

Erster Band, 1. Hälfte.

Der ganzen Reihe V. Band, 1. Hälfte.

Dritte Auflage.

Vierzehntes Buch.

I. Die habsburgische Hausmacht unter Kaiser Maximilian I., Königtum und ständischer Föderalismus.
II. Wirtschaftliche u. soziale Wandlungen vom 14. zum 16. Jahrh.
III. Entwicklung der individualistischen Gesellschaft.
IV. Erste Blüte individualistischen Geisteslebens.

Fünfzehntes Buch.
I. Religiöse Bewegung; Luther.
II. Weiterbildung der religiösen Ideen, soziale Revolution.

Erster Band, 2. Hälfte.
Der ganzen Reihe V. Band, 2. Hälfte.
Dritte Auflage.

Fünfzehntes Buch (Fortsetzung).
III. Kirchliches und politisches Reifen des Protestantismus.
IV. Kämpfe der Protestanten und der revolutionären Fürsten gegen den katholisch-absolutistischen Kaiser; Augsburger Reichstag und Religionsfriede des Jahres 1555.

Sechzehntes Buch.
I. Die naturalwirtschaftliche Reaktion, das Reich und die Territorien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
II. Niederländischer Aufstand. Gründung der niederländischen Republik.
III. Protestantismus und Gegenreformation im Reiche bis zur Sprengung des Reichstages im Jahre 1608.
IV. Union und Liga; Dreißigjähriger Krieg, Westfälischer Friede.

Zweiter Band.
Der ganzen Reihe VI. Band.
Erste und zweite Auflage.

Siebzehntes Buch.
I. Voraussetzungen der Wandlung des Seelenlebens vom 16. zum 18. Jahrhundert.
II. Allgemeiner Charakter des individualistischen Seelenlebens auf der Höhe seiner Entwicklung.
III. Wissenschaft und Weltanschauung, Pandynamismus und Naturalismus im 16. und 17. Jahrhundert.
IV. Die darstellenden und die bildenden Künste.

Achtzehntes Buch.
I. Wirtschaftliche und soziale Lage nach dem Dreißigjährigen Kriege.
II. Politische Lage nach dem Dreißigjährigen Kriege.
III. Allgemeiner Verlauf der Durchbildung des Absolutismus, vornehmlich in Deutschland.
IV. Die Entwicklung der souveränen Territorien bis ins 18. Jahrhundert.

Dritter Band, 1. Hälfte.
Der ganzen Reihe VII. Band, 1. Hälfte.
Erste und zweite Auflage.

Neunzehntes Buch.
I. Übersicht der fremden Kultureinflüsse vom 16. bis ins 18. Jahrhundert.
II. Neue Ideale weltmännischer und gelehrter Bildung; ihre Verbreitung in den früheren Schichten der Fürsten, des Adels und des Bürgertums.
III. Weitere Entwicklung des Intellektualismus: Höhezeit und Grenzen des rationalistischen Denkens.
IV. Aufklärung und Pietismus.

Zwanzigstes Buch.
I. Die bildenden Künste des Barocks und des Rokokos.
II. Die Dichtung der Renaissance in ihren unmittelbaren Abwandlungen.
III. Musik und Dichtung der Renaissance im Zeichen beginnender Unterströmung eines neuen Gemütslebens.
IV. Weitere musikalische und literarische Übergänge; Ausgang der Phantasietätigkeit des individualistischen Zeitalters um 1750.

Dritter Band, 2. Hälfte.

Der ganzen Reihe VII. Band, 2. Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Einundzwanzigstes Buch.

I. Deutschland unter den politischen Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges.
II. Türkenkriege und Spanischer Erbfolgekrieg; Österreich europäische Großmacht.
III. Die norddeutschen Staaten und der Nordische Krieg; Entwicklung des preußischen Königtums.
IV. Erste Waffengänge Österreichs und Preußens; Preußen europäische Großmacht.

III. Abteilung: Neueste Zeit.

Erster Band, 1. Hälfte.

Der ganzen Reihe VIII. Band, 1. Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Zweiundzwanzigstes Buch.

I. Entstehung und erste Entwicklungsperiode des modernen Bürgertums.
II. Neue Gesellschaft, neues Seelenleben.

Erster Band, 2. Hälfte.

Der ganzen Reihe VIII. Band, 2. Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Zweiundzwanzigstes Buch.

III. Neue Weltanschauung.
IV. Neue Dichtung.
V. Bildende Kunst und Musik.

Zweiter Band.

Der ganzen Reihe IX. Band.

Erste und zweite Auflage.

Dreiundzwanzigstes Buch.

I. Neue Anschauungen von Staat und Gesellschaft.
II. Sprengung des alten Reichs und der alten Staatsverhältnisse.
III. Liquidation der alten Formen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Beginn innerer Neubildungen.
IV. Die Freiheitskriege 1809—1813.
V. Weitere Kämpfe gegen Frankreich; Wiener Kongreß; Heilige Allianz.

Dritter Band.

Der ganzen Reihe X. Band.

Erste und zweite Auflage.

Vierundzwanzigstes Buch.

I. Frühromantik.
II. Spätromantik.
III. Beginn des Realismus.
IV. Politische Restauration und wirtschaftliche Fortschritte.
V. Fortschritte des politischen Denkens.

Vierter Band, 1. Hälfte.

Der ganzen Reihe XI. Band, 1. Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Fünfundzwanzigstes Buch.

I. Erster Kampf alter und neuer Weltanschauung in Kirche und Staat; vom Ende der dreißiger bis über die Mitte der fünfziger Jahre.
II. Fortentwicklung des Seelenlebens der ersten subjektivistischen Periode zu vollstem Realismus. Verfallserscheinungen. Vorspiel einer neuen, zweiten Periode subjektivistischen Seelenlebens.

Vierter Band, 2. Hälfte.

Der ganzen Reihe XI. Band, 2. Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Fünfundzwanzigstes Buch.

III. Erste Stufe der kleindeutschen Lösung der Einheitsfrage.
IV. Zweite Stufe der kleindeutschen Lösung der Einheitsfrage.
V. Ursprung, Verlauf und Ausgang des Kulturkampfes: einstweiliger Ausgleich zwischen Staat und Kirche.

Schlußband.

Der ganzen Reihe XII. Band.

Erste und zweite Auflage.

Anhang: Über Individualität und Verständnis für dieselbe im Mittelalter. — **Bibliographie**: Vorwort. Allgemeine Abteilung. Besondere Abteilung. Bibliographie der Perioden. — **Gesamtregister**: A. Sachregister. B. Personenregister.

B. Ergänzungswerk.

Zur jüngsten deutschen Vergangenheit.

Erster Ergänzungsband.

Tonkunst.

I. Einleitung.
II. Umrisse einer Entwicklungsgeschichte der deutschen Musik.
III. Der technische Charakter speziell der neuesten Musik.
IV. Entwicklungsgeschichte speziell der neuesten Musik, besondere Bedeutung Wagners in ihr.
V. Wagners Bedeutung für die philosophischen und ethischen Anfänge der Periode der Reizsamkeit.
VI. Das Gesamtkunstwerk und die Periode der Reizsamkeit.

Bildende Kunst.

I. Die allgemeinen Entwicklungsstufen der deutschen Malerei.
II. Die Entwicklung der deutschen Malerei unter den Einflüssen des Klassizismus, der Romantik und des Historismus.
III. Der Sieg des Impressionismus.
IV. Die idealistische Kunst der Übergangszeit und des physiologischen Impressionismus.
V. Die idealistische Kunst des psychologischen Impressionismus.
VI. Bildnerei, Kunstgewerbe, Baukunst.

Dichtung.

I. Steigender Wirklichkeitssinn in der Dichtung der letzten drei Jahrhunderte.
II. Der innere Entwicklungsgang der modernen Dichtung nachgewiesen am Gegensatze der wichtigsten lyrischen Dichtungen.
III. Äußere Anfänge und Schicksale des dichterischen Impressionismus.
IV. Die Lyrik.
V. Die Kunsterzählung.
VI. Das Drama.

Weltanschauung.

I. Rückblick und Einleitung.
II. Die evolutionistische Ethik.
III. Die Ethik der sittlichen Wiedergeburt.
IV. Metaphysik.
V. Erkenntnis und Wissenschaft.
VI. Umschau.

Zweiter Ergänzungsband, 1. Hälfte.

Wirtschaftsleben.

I. Einleitung.
II. Die Beseelung der Wirtschaftsstufen. Umrisse einer Entwicklungsgeschichte vornehmlich auch des deutschen Wirtschaftslebens.
III. Wirtschaftsleben, Naturwissenschaft und Technik in den inneren Zusammenhängen ihrer Entwicklung vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart.
IV. Der moderne Verkehr und seine Folgen.
V. Die Fortbildung der Gütererzeugung.
VI. Die wirtschaftliche Entwicklung der freien Unternehmung.

Soziale Entwicklung.

I. Die Psychologie der freien Unternehmung.
II. Die freie Unternehmung und das Geistesleben der Zeit.
III. Einwirkungen der freien Unternehmung auf die älteren sozialen Formen der Industrie und des Handels.
IV. Die freie Unternehmung und die Stände der Landwirtschaft.
V. Soziale Neu- und Umbildungen.
VI. Gegenwirkungen. Anfänge eines Zeitalters der gebundenen Unternehmung.

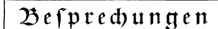
Zweiter Ergänzungsband, 2. Hälfte.

Innere Politik.

I. Die Entwicklung der alten Parteien.
II. Die Fortbildung des Parteiwesens.
III. Entwicklungsmomente der Reichsverfassung; äußere Sicherung des Reiches.
IV. Ausbau des Reiches zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. unter der Einwirkung vornehmlich der freien Unternehmung und des vierten Standes.
V. Wandlung der Parteien unter Kaiser Wilhelm II.; veränderte Wirtschafts- und Sozialpolitik.
VI. Neue Bahnen in Schul- und Kirchenpolitik; Reichseinheit und Bundesstaaten.

Äußere Politik.

I. Die Entwicklung des deutschen Volksgebietes vornehmlich außerhalb des Reiches.
II. Die Entwicklung der Auswanderung.
III. Die Entwicklung deutscher Interessen auf außerdeutschem Gebiete.
IV. Moderne Expansion, moderner Staat und Weltpolitik.
V. Kolonialpolitik.
VI. Weltpolitik.



Besprechungen

A. Hauptwerk.

National-Zeitung: Karl Lamprecht zuerst seit langer Zeit hat den Mut gefunden, den Plan zu einer Geschichte des deutschen Volkes in ihrer vollen Ausdehnung zu fassen und mit der Energie und erstaunlichen Fruchtbarkeit, die ihn auszeichnet, alsbald an die Ausführung zu gehen. Eine Geschichte des deutschen Volkes will Lamprecht geben, nicht eine Geschichte der politisch-diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen. Es ist in hervorragendem Sinne Kulturgeschichte, die uns der Verfasser bietet, eine Darstellung der Kulturzustände nach allen Richtungen des vielgestaltigen Lebens: Recht, Verfassung, Wirtschaft, gesellige und künstlerische Zustände werden mit gleicher Sorgfalt und eingehendem, liebevollem Verständnis gezeichnet. Überall wird man bei den Erörterungen des Verfassers von dem beruhigenden Bewußtsein erfüllt, daß man es mit den Ergebnissen eines ebenso gewissenhaft forschenden wie genial kombinierenden Geistes zu tun hat, eines Geistes voll Eigenart und Originalität, der aber zugleich weit entfernt ist, der Originalität zuliebe den ihm vorliegenden Quellen Gewalt anzutun.

Liter. Zentralblatt: Vor uns liegt hier der erste Band einer deutschen Geschichte, die unter ihren Geschwistern nicht nur einen hervorragenden, sondern auch einen ganz eigenartigen Platz einzunehmen berufen scheint; in solchem Maße schlägt sie neue, von ihren Vorgängerinnen nicht betretene, größtenteils auch nicht gekannte Bahnen ein. Nicht auf die Erzählung äußerer Vorgänge kommt es dem Verfasser an; er setzt vielmehr Leser voraus, welche die Bekanntschaft mit diesen mitbringen. Dagegen legt er das Schwergewicht auf die Entwicklung der inneren Zustände, auf die Abwandlung der ältesten erkennbaren germanischen und selbst vorgermanischen Kulturkeime bis zur Bildung nationaler Verhältnisse in Staat, Recht, Sitte und jeder anderen geistigen Lebensäußerung. Vertraut mit den Resultaten der Einzelforschungen auf jedem einschlagenden Gebiete, weiß er aus ihnen lebensvolle Gesamtbilder zu gewinnen und in einer geschmackvollen, mitunter ins Poetische gehobenen, aber nie ins Phrasenhafte fallenden Sprache dem Leser vor Augen zu stellen.

Deutscher Reichsanzeiger: Lamprecht hat sich die Aufgabe gestellt, für die deutsche Geschichte das zu leisten, was Mommsen für die römische geleistet hat, eine Kulturgeschichte im wahren Sinne des Wortes zu schreiben, d. h. das Leben eines Volkes nach jeder Richtung seiner geistigen und materiellen Entwicklung zu schildern. Der erste Band verfolgt die Geschichte des Germanenvolkes von den frühesten Zeiten der Prähistorie bis tief in das christliche Zeitalter hinein; es ist die einzige Darstellung, welche die neuesten Ergebnisse der historischen und ethnologischen Forschung in dieser umfassenden Weise für die deutsche Geschichte verwertet.

Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen: Alles in allem eine Leistung, die besondere Anerkennung und Beachtung verdient. Wohltuend ist auch die patriotische Wärme und Glut, die bei dem Verfasser nie auf hohem Kothurn und in prätentiösem Faltenwurf auftritt, sondern schlicht, wahr und keusch.

Frankfurter Zeitung: Die Bedeutung dieses Werkes ist eine vierfache. Sein Hauptwert liegt zunächst darin, daß es die bisherigen Forschungen — in dem vorliegenden ersten Bande von der Urzeit bis zum Ausgang der Merowinger — zusammenfaßt ... Und Lamprecht ist unbedingt zuverlässig in dem, was er gibt. Dabei ist sein Vortrag so knapp und prägnant, daß oft eine einzige Zeile das Resultat langer Kontroversen bietet; ein unverfänglich scheinendes Beiwort läßt häufig allein erkennen, mit welcher Meisterschaft er den weiten Stoff beherrscht. Als eigene Forschung Lamprechts glauben wir zu erkennen die das ganze Werk einleitende Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins mit ihren feinen Unterscheidungen, denen zufolge im Anfang bloß die Sage, später das Zusammenwirken der Stämme, dann die ritterliche Dichtung, das bürgerliche Element seit der Reformation und erst in neuester Zeit ohne Ansehen der Stände die Einzelpersönlichkeiten schlechthin in ihrem Verhältnis zum Staat die Träger des Nationalbewußtseins gewesen sind. Neu ist ferner die fesselnde Darstellung des Mutterrechts, das Bachofen zuerst, allein ohne Kritik behandelt hat, durch das weite Gebiete der Geschichte, der Sage und des Rechts neues Licht erhalten; nicht minder zeugen die Abschnitte über Verfassung und Geistesleben von selbständiger Forschung. Der dritte Vorzug des Buches ergibt sich aus der Weise, wie die strengsten Forderungen der Wissenschaft mit den Ansprüchen an ein Volksbuch in Einklang gebracht sind. Den größeren Nutzen wird der haben, der sich eingehend bereits früher mit jener Zeit beschäftigt hat; indessen es wird nur vorausgesetzt ein gesundes Denken und die Fähigkeit, über die Enge des alltäglichen Lebens zu der Höhe großer Fragen sich zu erheben. Endlich ist die klassische Sprache zu rühmen, in der Lamprecht die Ergebnisse seiner Studien und Forschungen mitteilt. **Man liest sein Buch mit wahrem Genuß und möchte es der schönen Literatur ebensogut wie der Wissenschaft zuteilen.**

Humanist. Gymnasium: Nach Anlage und Darstellung ist dieses Werk für einen gereiften Leser geschrieben und wird deshalb **ein ausgezeichnetes Lehrmittel** für die Lehrer sein, die Geschichtsunterricht erteilen. Charakteristisch für Lamprechts Darstellung ist die Heranziehung des kulturgeschichtlichen Elementes. Kunst, Literatur, Recht und Religion erhalten den gebührenden breiten Raum. Aus diesem Buche ist eben infolge der innigen Verbindung von innerer und äußerer Geschichte mehr Kulturgeschichte zu lernen als in manchen sog. Kulturgeschichten. Die Darstellung, die nur spärlich von Anmerkungen begleitet ist, zeichnet sich durch einfache Schönheit aus. Das Ganze macht einen durchaus vornehmen Eindruck.

Verhandl. d. Direktoren-Versamml. in Ost- und Westpreußen. XIII, S. 24: Für die Schule in ihrem höheren Charakter wird **Lamprechts deutsche Geschichte**, wenn sie erst vollendet sein wird, **Leitstern werden**, ein in wissenschaftlicher Tiefe, divinatorischer Feinfühligkeit, allseitiger Durchdringung der Kulturzustände **geradezu wunderbares Werk.**

Pädagog. Archiv: Das verdienstvolle Werk Lamprechts schreitet rüstig fort. Auch der 4. Band zeigt alle die Vorzüge, die das Studium dieser deutschen Geschichte zu einem Genuß machen: die sorgfältige Benutzung der vorliegenden Arbeiten unter Wahrung des eigenen Urteils, das eingehende Studium auf den Gebieten, die das ergebnisreiche Arbeitsfeld des Verfassers bilden, z. B. das deutsche Wirtschaftsleben, die starke und berechtigte Hervorhebung des Kulturgeschichtlichen, die lichtvolle, gleichmäßige, von echt vaterländischer Liebe getragene Darstellung, die da, wo es der Gegenstand erfordert, des dichterischen Schwunges nicht entbehrt. Auch in diesem Bande führt der Verfasser seinen Plan, die Entwicklung des geschichtlichen Lebens zu liefern, folgerichtig durch. Die äußeren

Ereignisse werden nur kurz behandelt, aber echt ausführlich die inneren, besonders die kulturgeschichtlichen Verhältnisse geschildert. Nachdem die soziale und politische Entwicklung des Bürgertums bis um 1350 dargelegt ist, schildert der Verfasser schlicht und wahr das städtische Dasein und die bürgerliche Gesellschaft. Wir erhalten ein Bild von dem Aussehen der Städte von außen und im Innern; die Bevölkerungshöhe wird behandelt; es werden die Steuerkraft der Bürger und die städtische Finanzpolitik erörtert, die Ausgestaltung des bürgerlichen Lebens im Stadtinnern (z. B. Straßen- und Hausbau, Feuer-, Gesundheits-, Sicherheits- und Sittenpolizei), die Einrichtungen in Handel und Gewerbe geschildert und farbenreiche Bilder von der bürgerlichen Gesellschaft entworfen. Dieser Abschnitt, sowie die Abschnitte über die Kunst, zuerst über die Architektur, die Ausbildung des Übergangsstils und dann des gotischen Stils, sodann über die Plastik und Malerei gehören zu dem Wohlgelungensten und Lehrreichsten, was dieser Band bietet. Alles in allem liefert auch dieser Band wieder den Beweis, daß wir es hier mit einem Werke zu tun haben, das **der wärmsten Anerkennung und Empfehlung vollauf wert ist.**

Prof. Herm. Grimm, Berlin (Deutsche Literaturztg.): . . . Man hat bei **Lamprecht durchaus die innere Sicherheit, daß er aus dem Vollen wirtschafte.** Der vorliegende 5. Band gewinnt für mich besonderen Wert, weil die kunstgeschichtliche Partie so breiten Raum einnimmt. **Dem Kunsthistoriker kann nichts willkommener sein als das Erscheinen dieser Deutschen Geschichte.**

Liter. Beiblatt zum Militär-Wochenblatt (Berlin): Lamprechts Deutsche Geschichte ist ein Geschichtswerk eigentümlichster Art. Der Verfasser erzählt uns nicht die Geschichte unseres Volkes. Er **entwickelt sie . . . .** Das Werk wird einen **ersten Platz** in dem neuen **Zeitalter der Geschichte einnehmen, — es kann einen solchen Ehrenplatz beanspruchen.**

Tägliche Rundschau: Im Laufe der letzten Jahre ist neben das herrliche Werk Treitschkes, neben diese höchste Leistung politisch-persönlicher Geschichtsdarstellung, **eines jüngeren Historikers deutsche Geschichte getreten, eine monumentale Darstellung, die der Eck- und Grundstein bleiben wird für alles, was auf dem Boden der von Treitschke so befehdeten kulturhistorischen Geschichtsauffassung noch mag geleistet werden: Lamprechts „Deutsche Geschichte".** Besser als alles andere bietet ein Vergleich dieser beiden großen Werke Gelegenheit, um festzustellen, wie denn nun eigentlich positive Darstellungen auf Grund individualpsychologischer und solche auf Grund sozialpsychologischer Geschichtsauffassung in bezug auf das Geltenlassen und Geltendmachen der zwei Faktoren Mann und Volk, Persönlichkeit und Masse einander gegenüberstehen. Da ergibt sich dann sofort, daß in Wahrheit weder bei Treitschkes Darstellung das Individuum, noch bei Lamprecht die Masse unbedingt herrscht. Vielmehr herrscht nur bei jenem das individualpsychologische Moment stark vor, während bei diesem das sozialpsychologische den Ausschlag gibt, ohne doch den wichtigen Faktor der Persönlichkeit auszuschalten. Auch bei Lamprecht bildet Walten und Wirken großer Persönlichkeiten lichte Höhepunkte freudiger Erhebung der Erzählung, so sehr auch das ganze Gerüst seines Baues recht eigentlich gegründet ist in dem sozialpsychologischen Untergrund, den er mit seinen feinen Analysen des Gesamtseelenlebens der verschiedenen Zeiten gelegt hat. Es ist ja auch nur eine allerdings grundsätzliche und starke Einschränkung, aber keine völlige Ableugnung der Berechtigung Treitschkescher Auffassung, wenn Lamprecht — es geschieht bei seiner Charakterisierung Karls des Großen — sagt: „So sicher gewaltige Geister eine bestimmte Entwicklung um Jahrzehnte fördern oder hemmen können,

und so bestimmt sie in diesem Vermögen die Macht besitzen über Glück und Unglück von Hunderttausenden ihrer Zeitgenossen, so wenig sind sie imstande, neue Zeitalter höherer Entwicklung aus eigenen Kräften im Handumdrehen zu schaffen. Die Geschicke der Nationen, denen es überhaupt vergönnt ist, sich auszuwirken, gehen ihren eigenen Weg nach ihnen innewohnenden Gesetzen, und auch ihre hervorragendsten Söhne haben demgegenüber nicht mehr Freiheit eigenen Wirkens, als etwa der Durchschnittsmensch Willensfreiheit besitzt gegenüber der kleinen Welt seiner Umgebung."

Pädag. Jahresbericht 1907: Wer je einen Band der Deutschen Geschichte Lamprechts in der Hand gehabt und darin Belehrung und Genuß zugleich gesucht und gefunden hat, der wird jeden neuen Band mit steigendem Interesse und immer größerer Wertschätzung studieren. Lamprechts „Deutsche Geschichte" sollte wenigstens in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Blätter f. höh. Schulwesen: Schon wiederholt haben wir an dieser Stelle auf die Vortrefflichkeit und die hohe Bedeutung dieses Werkes aufmerksam gemacht, und man kann wohl annehmen, daß keinem Historiker, ja keinem, der sich für Geschichte interessiert, diese epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft unbekannt geblieben ist. Mit einer bewunderungswürdigen Kenntnis der einschlägigen Literatur, die sich auch auf alle kulturgeschichtlichen Gebiete erstreckt, verbindet der Verfasser ein tiefes Verständnis unserer politischen und sozialen Entwicklung, so daß wir überall, wo wir die Bücher aufschlagen, auf originelle, aber auch wohlbegründete Urteile stoßen. Es ist nicht, wie der Verfasser im Vorworte meint, ein bescheidener Beitrag zur Geschichte des Umschwungs in der historischen Methode, sondern es ist der großartige Versuch, diesen Umschwung zu zeigen in der Behandlung der gesamten deutschen Geschichte, und wir können hinzufügen, der wohlgelungene Versuch, der dieser Methode zum Durchbruch, zur Herrschaft verhelfen wird. Die vorliegenden Bände behandeln die Zeit von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis 1524. Besonders interessant ist mir dabei die Einleitung zum 5. Bande gewesen, die über die Bedeutung und den Inhalt der Neuzeit handelt. Aber auch alle andern Kapitel enthalten des Interessanten, des Neuen, oft geradezu Erstaunlichen genug, um überall den Leser zu fesseln und zum Studium anzuregen. Es mag genügen, hier auf die Bedeutung des Werkes noch einmal aufmerksam gemacht zu haben. Seinen Weg wird es von selbst gehen.

Literar. Rundschau für das evangel. Deutschland über Band VIII und IX: Auch dieser Teil ist keineswegs dürrer Bericht über die äußeren Vorgänge, sondern bleibt stets dem Grundsatz treu, alles von innen heraus klarzulegen und die Wirkung nach innen zu zeigen. Dabei werden die politischen Ereignisse nicht bis in jede der unabsehbaren Einzelheiten verfolgt, welche die Detailforschung aufgedeckt hat, so sehr der Verf. über die vollste Stoffbeherrschung gebietet, weil dies nur die g l e i c h m ä ß i g e Behandlung des Gesamtstoffes stören würde. D i e s e verleiht dem Werke seinen großen Zug, seine eigentümliche Art im Unterschied von anderen. Bei der eminentesten Durchdringung des Stoffes ohne Häufung, plastisch in der Darstellung, geistvoll durch und durch, bietet es für jeden Geschichtsfreund eine genußreiche Lektüre von unerschöpflicher Gedankenfülle, für den Lehrer eine Fundgrube von Gesichtspunkten und ist durchdrungen von sittlicher und patriotischer Wärme, von Verständnis auch für „die Welt der christlichen Offenbarung". N a c h j e d e r R i c h t u n g , i n s b e s o n d e r e a b e r i n d i v i n a t o r i s c h e r F e i n f ü h l i g k e i t f ü r Z e i t s t r ö m u n g e n , i h r e r Z u s a m m e n h ä n g e u n d B e z i e h u n g e n s t e h t L a m p r e c h t s W e r k e i n z i g d a.

Straßburger Anzeiger über Bd. IX.: Der vorliegende Band umfaßt die schicksalsschwere und inhaltreiche Zeit von 1780—1815, die den Historiker vor eine schwere Aufgabe stellt. Französische Revolution und preußische Reform, die Gestalt Napoleons und die Freiheitskriege geben ihr das Gepräge, und schließlich macht alles hoffnungsfrohe Streben die heilige Allianz fürs erste zunichte. Der Leipziger Geschichtschreiber, der mit ersichtlicher Liebe das subjektivistische Zeitalter in Angriff genommen hat, sucht uns vor allem die Weiterentwicklung des nationalen Lebens in diesem Zeitraum verständlich zu machen und unterbaut darum die Darstellung der politischen Ereignisse durch die eindringende Schilderung der sozial- und verfassungsgeschichtlichen Entwicklung. Den Um- und Neubildungen im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben ist ein besonders interessantes Kapitel gewidmet, in dessen Mittelpunkte die Befreiung des Bauernstandes steht. Die bahnbrechende Bedeutung des Lamprechtschen Werkes tritt in diesem in sich selbständigen Bande besonders überzeugend zutage.

Mitteilungen aus der historischen Literatur über Bd. IX: Verf. ist in seiner Darstellung auch hier gleich weit entfernt von der älteren Richtung der Geschichtsschreibung, welche die geschichtlichen Erscheinungen als Auswirkungen von Persönlichkeiten zu begreifen sucht, wie von der jüngeren, welche überall gesetzmäßige Entwicklung aus gegebenen Verhältnissen nachzuweisen bestrebt ist und so den marxistischen Geschichtsmaterialismus gezeitigt hat, welcher die wirtschaftlichen Verhältnisse zur Grundlage der Erklärung aller historischen Tatsachen und Verhältnisse macht. Er zeigt auch in dem vorliegenden Bande, daß es die vornehmste Pflicht der Geschichtsschreibung sein muß, den Zusammenhang der Ereignisse mit den sozialen Verhältnissen klar darzulegen und überhaupt die früher ganz oder wenigstens vielfach vernachlässigte kulturgeschichtliche Entwicklung in erster Linie zu betonen. Dabei hat er scharfsinnig erkannt, daß namentlich auch die Geschichte der Freiheitskriege, zumal sie in neuester Zeit vorwiegend nach ihrer staatsmännischen und strategischen Begründung erforscht worden ist, vom Standpunkte der Fortentwicklung des nationalen Lebens betrachtet und nicht, wie bisher fast immer, nur als Ausfluß einer Bewegung der großen Volkskreise aufgefaßt werden muß.

Tägliche Rundschau über Bd. X: Ein prachtvolles Schauspiel des Geistes, wie auch diese Materie von Lamprecht in den ruhig-tiefen Fluß seiner Darstellung mit verschmolzen wird, wie auch hier alles organische Gliederung erfährt und organischen Zusammenhang erhält, wie die gerade hier so regellos, ziellos und schrankenlos erscheinende Willkür von hundert Einzelnen der Ordnung eines höheren Gesetzes unterworfen wird. Hier findet Hilfe, wer an seinem Teil zu einem festen Standpunkt gegenüber Romantik und Romantikern gelangen möchte, wer das erfüllen möchte, was hier zu Beginn gefordert ist: daß die Romantik ihm nicht mehr eine Sache genüßlichen Ästhetisierens bleibe, sondern Gegenstand entwicklungsgeschichtlichen Erkennens werde, daß er nicht mehr hilflos in ihr versinke oder umirrte, sondern in sicherem Abstand über ihr sich zu halten lerne.

Zeitschrift für das Realschulwesen über Bd. X: So fehlt denn wohl kein einziger Baustein zum Ausbau der Deutschen Geschichte für die oben bezeichnete Zeit, und wer ein tieferes Verständnis für die Entwicklung jener Epoche gewinnen will, wird an Lamprechts Buche nicht vorbeigehen dürfen.

Literar. Zentralblatt über Band X: Ein ganz enormes Material ist in den drei ersten Kapiteln des Bandes verarbeitet, und die geradezu beispiellose Universalität L.s, die sich auch in ihnen wieder offenbart, erregt immer wieder staunende Bewunderung. Philosophie, Dichtung, Musik, bildende Kunst, Natur und Geisteswissenschaften, alles kennt und überblickt er, über alles weiß er feine und treffende Bemerkungen zu geben, alles in den großen Plan dieser wohl umfassendsten aller deutschen Geschichten einzureihen.

Die Wartburg über Band XI: Dieser Band behandelt die Zeit von etwa 1830—1860, führt aber in der Besprechung der Geisteswissenschaften bis tief in die achtziger Jahre. Es gewährt hohen Genuß, unter der sicheren Führung Lamprechts die Entwicklung dieser noch in die Gegenwart hereinragenden Bewegungen zu verfolgen. Die Wiederbelebung des Papsttums, die preußische Union, die politischen Revolutionen, die Reaktion werden mit sicheren Strichen charakterisiert. Ganz besonders in seiner geschichtsphilosophischen Domäne finden wir den Verfasser im zweiten Kapitel. Er bespricht da zunächst die Durchbildung der Natur- und Geisteswissenschaften, sodann die Entwicklung der bildenden Kunst zum Historismus und zu einer erneuerten Renaissance, ferner die Geschichte der Erzählungskunst von Willibald Alexis bis C. F. Meyer und der übrigen Künste. Dann schildert er den Materialismus als Religion des Philistertums und weiterhin der Sozialdemokratie, aber als längst überholte, auch Häckel „war" charakteristisch. Lotzes Verdienste um die Kombination von Naturwissenschaft und Philosophie werden gewürdigt. Der Pessimismus wird als philosophischer Niederschlag des politischen Elends dargestellt und als Nährvater des Verfalls erwiesen. Den Schluß bildet die Erörterung der wirtschaftlichen Entwicklung. Es gehört ein scharfer und geübter Blick dazu, Dinge, die noch nicht völlig der Vergangenheit angehören, richtig zu bewerten. Der kritische Leser wird vielleicht nicht immer Lamprechts Augen mit seinen eigenen vertauschen wollen, aber er wird reichen Gewinn davon haben, wenn er die Dinge unter dem sorgfältig gewählten Gesichtswinkel des großen Panhistorikers betrachtet.

Revue critique über Band XI: Mais si contestables qu'apparaissent par ces restrictions les délimitations adoptées par l'auteur, son analyse est toujours intéressante; l'histoire des idées et des sentiments n'a pas été faite ailleurs avec une information aussi abondante et on n'a pas encore montré aussi minutieusement leur étroite connexion avec l'évolution historique proprement dite.

B. Ergänzungswerk.

Kölnische Zeitung, 30. November 1903: Mit dem letzten Bande (II, 2) „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" hat Karl Lamprecht sein großartiges Werk „Deutsche Geschichte" ergänzt, das durch seine scharfbetonte grundsätzliche Eigenart die Geschichtswissenschaft bis in alle ihre methodologischen Tiefen hinein aufgeregt, zugleich aber durch den Adel der Gesinnung und der Sprache, mit der es die Ergebnisse einer staunenswerten Forscherenergie meistert, die Geister immer wieder selbst für sprödere Stoffgebiete zu erwärmen gewußt hat. Nicht Geschichten erzählen, sondern große geschichtliche Zusammenhänge materieller

und geistiger Entwicklung darstellen will Karl Lamprecht. Ihm bedeutet das bunte Kleid der Entwicklung nicht auch ihre Seele, er verzichtet auf die farbenreichen Bilder, mit denen die Hand des Künstlers gern die Helden der Tat und des Gedankens in lebenswarmer Persönlichkeit vor das geistige Auge zaubert oder das Intrigenspiel mit allen seinen Überraschungen über die Bühne gehen läßt. Dafür braucht seine Feder freilich auch nicht zu ruhen, bis in später Stunde die Blüten intimster persönlicher Überlieferung ihre Kelche öffnen, wie die Königin der Nacht. Ungleich so manchem Kollegen, der vielleicht eine Vorlesung über deutsche Literatur nie über graue Anfangszeiten hinausbringt, verfolgt Lamprecht den Strom deutscher Geschichte von seinem hochragenden Quellengebiet an bis zu den breiten Niederungen, in denen die Helmspitzen moderner Massenheere in der Sonne funkeln.

Den aufmerksamsten und dichtesten Zuhörerkreis wird Lamprecht ohne Zweifel dann um sich sammeln, wenn er in seiner nachdenklichen und tiefgründigen Art über die interessantesten Männer, über den Fürsten Bismarck und über den Kaiser Wilhelm II., redet.

Beilage zur Allgem. Zeitung, München, 14. November 1903: Es ist an diesem Orte (s. Nr. 95 der Beilage vom Jahre 1902) schon einmal auf die Formel hingewiesen worden, unter der der Leipziger Historiker Karl Lamprecht die tausendfältigen Erscheinungen der Kulturperiode, in der wir jetzt stehen, zusammenzufassen bemüht ist. Das geschah bei der kurzen Anzeige des ersten der Ergänzungsbände, die er unter dem Titel: „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" dem weitausgedehnten Bau seiner Deutschen Geschichte schon vor Vollendung desselben eingefügt hat. Lamprecht hat aus inneren Gründen mitten in der Aufführung dieses Baues eine Pause machen müssen. Bei der Darstellung des nationalen Seelenlebens im 17. und 18. Jahrhundert angelangt, sah er sich genötigt, gleichsam eine architektonische Kulisse zu errichten, um die Verhältnisse und Maße genau beurteilen zu können, in denen das Ganze weiter emporsteigen müßte. Das Zeitalter des individuellen Seelenlebens, das er in dem letzten der bis dahin erschienenen sechs Bände der Deutschen Geschichte darzustellen begonnen hatte, konnte sich ihm, das sah er ein, bei seinem Übergang zu dem mit der Periode der Empfindsamkeit anhebenden subjektivistischen Zeitalter nur dann in voller Klarheit herausentwickeln, wenn er auch die psychischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, vor allem auch der jüngsten Zeit und der Gegenwart, zum Vergleiche heranzog.

La Revue, 1904, No. 309: M. Karl Lamprecht est peut-être l'historien le plus réputé de l'Allemagne depuis la mort de Treitschke et de Mommsen.

The Fortnightly Review (England), 1904, No. 1: This volume is an experiment in the writing of history as notable as was that of Carlyle.

The New York Times, 1904, July 2: The work on the whole is philosophical, comprehensive and stimulating: it ought to be read and pondered by all who are interested in the great question: Whither are we steering on the great sea of the twentieth century?



Piererfche Hofbuchdruckerei, Altenburg.



„KANZLER"

beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**

Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

(errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen! 1 Grand Prix!

16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W. 8, Friedrichstr. 71.

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ **SALZ**



ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Wohnung, Verpfleg., Bad u. Arztpr. Tag v. M. 10.— ab. — Ganzes Jahr besucht.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

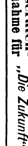
(Bahnstation)

Für Erholung suchende. Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.
Spezialität: Behandlung von

Arterienverkalkung

und deren Folgen, wie Herz- und Nierenerkrankungen nach neuester klinisch erprobter Methode.

Näheres die Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 118.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch die Anzeigenverwaltung Alfred Weiner, Berlin SW. 68, Kochstrasse 13a. Fernspr. VI, 567 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin